

Wawrask

"D" 8589

Illustrierte Zeitung



Verlag von J. B. Neudruck

Nr. 3783.



Kriegsnummer 74.



Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

9. Dezember 1915.

Die vergeblichen Angriffsunternehmungen der Italiener gegen einzelne Abschnitte der t. u. f. Front im Görzischen dauern fort. Solche Angriffe wurden bei Oslavija, am Monte San Michele und bei San Martino abgeschlagen. Bei Dolje (nordwestlich von Tolmein) verbesserten die österreichisch-ungarischen Truppen ihre Stellung durch Eroberung eines feindlichen Frontstückes.

Auf den Höhen südöstlich von Plewle wurden montenegrinische Banden zerstreut. Im Grenzgebiet nördlich von Berane haben die t. u. f. Truppen den linken Flügel der Montenegriner zum Weichen gezwungen. Auch die Kämpfe gegen den rechten Flügel des Feindes verlaufen erfolgreich. Auf den Höhen südlich von Spet wurden feindliche Nachhutengeworfen. Zahl der gefessenen eingebrachten Gefangenen 2 Offiziere und 1000 Mann.

bulgarische Kolonne, die durch die Schlucht des Bardar vorrückte, warf die Nachhut der Franzosen beim Dorf Kifura zurück, folgte sodann dem Feind auf den Bergen bis zum Dorf Davidowo und erbeutete dabei 2 Maschinengewehre und machte 100 Mann zu Gefangenen. Viele Franzosen sind in den Bergen zerstreut. Die Kolonne, die auf dem linken Bardarufer vorgeht, griff überraschend die bei der Mündung des Dolna-Modra-Flusses befindlichen Stellungen des Feindes an, die die Franzosen mit zahlreichen Verhängerungen und vielen Grabenbauten stark eingerichtet hatten. Die Franzosen gerieten in Verwirrung, begannen einen sehr ungeordneten Rückzug in Richtung von Gradetz. Die bulgarischen Truppen folgten dichtauf und begannen mit ihnen einen furchtbaren Straßenkampf in Gradetz selbst. Die Franzosen wurden schließlich um 4½ morgens aus Gradetz vertrieben und auf Udovo in völliger Unordnung und unter Zurücklassen zahlreicher Gefangener zurückgeworfen.

Punkt gegen unsere Stellung vorrückten, wurden zurückgewiesen.

Im Abschnitt der Hochfläche von Doberdo griff eine italienische Infanteriebrigade die t. u. f. Stellungen südwestlich von San Martino an. Sie wurde zurückgeschlagen und erlitt große Verluste.

Den in den albanischen Grenzgebieten verfolgenden österreichisch-ungarischen Kolonnen fielen in den beiden letzten Tagen über 6500 Gefangene und Verwundete in die Hände. Zwischen Ragaj, das gestern genommen wurde, und Spet hat der Feind 40 Geschütze zurücklassen müssen.

Nach entscheidenden Niederlagen, die die Armee des Generals Todorow in einer Reihe kühner und kräftiger Schläge während der letzten Tage den Franzosen und Engländern beibrachte, befinden sich diese in kläglichem Zustande auf dem Rückzug nach der griechischen Grenze und über dieselbe. Die Verluste der Feinde an Menschen,



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Unterfuchung im Unterstand.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. L. Ernst Lübbert, gefallen am 29. August beim Sturmangriff auf Gredno.

Ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot hat am 7. Dezember vormittags im Drina-Golf einen albanischen Motorsegler, auf dem sich 30 Militärfüchlinge mit Gewehren, 4 Geschütze und Munition befanden, festgenommen und nach Cattaro eingebracht.

10. Dezember 1915.

Französische Handgranatenangriffe gegen unsere neue Stellung auf Höhe 193 nordöstlich von Souain wurden abgewiesen.

Italienische Infanterie, die die österreichisch-ungarischen Stellungen auf dem Monte Wies und westlich davon (zwischen Chiese und Conzettal) angriff, wurde unter schweren Verlusten vollständig zurückgeschlagen.

Die Armee des Generals v. Kövcs hat in den letzten beiden Tagen etwa 1200 gefangene Serben eingebracht. Die bulgarischen Truppen haben südlich von Strumitsa den Engländern 10 Geschütze abgenommen.

Die Verfolgung der englisch-französischen Truppen hält auf beiden Ufern des Bardar und des Flusses Kofurino gegen Godrowo hin an. Nach einem ungeführten Sturmangriff bemächtigten sich bulgarische Abteilungen mehrerer hintereinander liegender feiler Höhenstellungen und warfen die Franzosen über den Bardar zurück. Die Franzosen gaben ihre Stellungen preis, ergriffen die Flucht und ließen Tote und Gefangene zurück. Nur schwachen Abteilungen gelang es, sich beim Rückzug zu retten. Eine

11. Dezember 1915.

Nach starker Feuerbereitung griffen die Franzosen abends unsere Stellung auf und östlich der Höhe 193 (nordöstlich von Souain) erneut an. Der Angriff ist abgeschlagen. Die Stellung ist fest in unserer Hand.

Ein russischer Angriff brach nördlich der Eisenbahn Kowel-Sarny verlustreich vor der österreichischen Linie zusammen.

Österreichisch-ungarische vorgeschobene Posten auf dem Monte Wies wurden vor überlegenen feindlichen Kräften zurückgenommen. Schwache Angriffe der Italiener in den Dolomiten gegen den Sief-Sattel, im Görzischen gegen den Nordhang des Monte San Michele wurden abgewiesen.

In den Nachhutkämpfen auf montenegrinischem Gebiet wurden neuerlich über 400 Gefangene eingebracht.

Am 10. Dezember nachmittags hat ein Geschwader österreichisch-ungarischer Seeflugzeuge in Ancona Bahnhof, Elektrizitätswerk, Gasometer und militärische Objekte sehr erfolgreich mit Bomben belegt.

12. Dezember 1915.

Östlich von Neuve-Chapelle (südwestlich von Lille) scheiterte vor unserem Hindernis der Versuch einer kleineren englischen Abteilung, überraschend in unsere Stellung einzudringen.

Schwächere russische Kräfte, die in der Gegend des Warlung-Sees (südlich von Jacobstadt) und südlich von

Waffen und Material aller Art sind nach dem Bericht unseres Verbündeten außerordentlich schwer.

13. Dezember 1915.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz fanden an verschiedenen Stellen kleine Gedehte vorgeschobener Postierungen mit feindlichen Aufklärungsabteilungen statt. Dabei gelang es den Russen, einen schwachen deutschen Posten aufzuheben.

Ein vergeblicher Angriff gegen unsere Stellung bei Wulka (südlich des Wagonowföse-Sees) folgte die Russen etwa 100 Mann an blutigen Verlusten und an Gefangenen.

In Judicarien arbeitete sich die italienische Infanterie näher heran; auf den Berggipfeln östlich des Tales griff sie an und wurde abgeschlagen. Ein feindlicher Angriffsversuch auf die Kuppe nordöstlich Oslavija war bald zum Stehen gebracht.

Bei der Armee des Generals v. Kövcs in Nordost-Montenegro wurden gestern über 600 Gefangene eingebracht. Bei Spet sind 12 moderne Geschütze erbeutet, die die Serben dort vergraben hatten. Hinter unsere Front wurden in den letzten Tagen über 1000 verprengte Serben festgenommen. In Mazedonien hat die Armee des Generals Todorow die Orte Doiran und Guegahli genommen. Hat sich als eins der allerersten nach dem Ausbruch der Kämpfe auf mazedonischem Boden. Nahezu zwei englische Divisionen sind in diesen Kämpfen aufgerieben worden.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3783. 145. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 9. M., frei ins Haus 9. M. 25. Preis dieser Nummer 1 M. Der 30. Dezember 1915. Anzeigenpreis beträgt für die einpaltige Nonpareillezeile ober deren Raum 1. M. 50. 3, auf Seiten mit redaktionellem Text 2. M.

Das deutsche Puzautomobil im Weltkriege.

Schon während der Mobilmachung, in den Tagen, da Lüttich fiel, waren es unsere Schwereautos, welche die zerstörten belgischen Bahnen erregten und die Sturmtruppen, ihre Motor, ihren Nachschub usw. in jagender Eile heranbrachten; 500 Lastautos waren es, die nach der Mai-Durchbruchschlacht eine oder zwei deutsche Divisionen samt Kanonen und Maschinengewehren in immer wiederholter kurzer Fahrt heranholten, um beträchtliche

Teile der im Schutze der Nacht geflohenen Russen einzuholen, abzuschneiden und zu stellen. Das sind nur zwei Beispiele aus ihrer Wirksamkeit, die so vielseitig ist, daß allein zu ihrer kurzen Aufzählung ein kleiner Artikel gehören würde. Diese feldgrauen Kraftwagen-Riesen, deren schwerste Typen die mächtigen Stoba- und Krupp-Motoren über die höchsten Ränge befördern, vernichten unzählige Feinde allein durch die Schnelligkeit und das Volumen ihrer Waffen- und Munitionszufuhr, versehen die eigne Frontstellung mit Proviant und mit den Briefen und Liebesgaben der Heimat, rufen mit den Untertanen ihrer drahtlosen Telegraphie rechtzeitig Hilfe an bedrohte Punkte, wagen sich gepanzert in und vor die Feuerlinie und mähren die feindlichen Reihen mit ihren Maschinengewehren, sie empfangen den Gegner aus der Luft mit dem Stielfeuer ihrer Abwehrkanonen, sie retten zahllose Leben durch raschen Transport an die Verbandstellen und in die Lazarette, sie vertauschen ihre Straßenreifen mit Eisenbahnreifen, legen sich vor eine Reihe von Anhänger und ziehen sie als Ersatzlokomotiven auf dem Schienenwege dahin, sie bereiten, als eins der wichtigsten deutschen Industrie-Produkte, den künftigen Export-Siegeszug der heute völlig isolierten deutschen Industrie mit vor, während unsere vereinigten Feinde ohne das „neutrale“ Amerika längt am Ende ihres Industrie-Reins und also auch am Ende des Krieges wären.

Die Illustrationen zu dem vorliegenden Artikel, die dem Verfasser von einer der größten und renommiertesten deutschen Schwereautofabrik, der Spezialfabrik für Motor-Last-



Ein Büssing-Lastwagen im Gebirge.

wagen und Motor-Omnibusse S. Büssing in Braunschweig, zur Verfügung gestellt wurden, zeigen einige schwere Kriegsautos in mehrfachen Verwendungsarten.

Gerade das Braunschweiger Büssing-Werk ist mit der Entwicklung des deutschen, und namentlich des deutsch-militärischen Schwereautowesens ganz besonders innig verknüpft. Es steht infolge seiner frühen Gründung (1903) in erster Linie der deutschen Pionierwerke; ist doch unser Puzauto nur etwa halb so alt wie das bis auf 1885 zurückreichende Personenauto. Es hat sich als eins der allerersten nach dem Ausbruch der Kämpfe von der Luxusauto-Fabrikation ferngehalten, dafür aber schon in seinen ersten Jahren seinen schweren Wagen den Weltmarkt erobert. Durch Verwendung der Lastzüge im eignen Betriebe und durch Angliederung eigener Omnibus-Verkehrs-Gesellschaften, deren eine im Harz allein bei Kriegsausbruch 17 Linien betrieb, schuf es eine mustergetreue Verbrauchsstatistik und sammelte die wertvollsten konstruktiven und materiellen Erfahrungen auf eigne, nicht auf der Käufer Kosten.

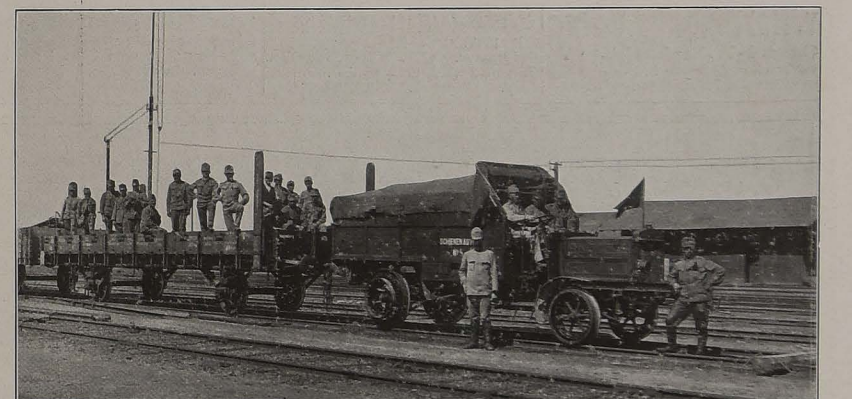
Als 1908 das preussische und 1909 das bayerische Kriegsministerium das geniale „Subventionsystem“ einführten, da war Büssing unter den ersten vier bis fünf zugelassenen Bewerber. Zunächst folgte Österreich-Ungarn dem deutschen Beispiel, und bei unsern schwarz-gelben Blutsbrüdern ist das Büssing-System in großem Umfange, in Transleithanien sogar ganz allein Subventionsberechtigt, trotz einer sehr großen Zahl von Bewerber aus der ganzen autobauenden Kulturwelt.

England und Frankreich kopierten, wie so oft, auch hier den preussisch-deutschen „Militarismus“ durch Einführung eigener Subventionsvorschriften; Rußland wurde in dem gleichen Vorhaben nur durch den Kriegsausbruch verhindert.

1911 schritt die deutsche Seeresverwaltung dazu, anstelle des bisherigen 5-Tonnen-Wagens einen leichteren Subventionstyp von geringem Abschrudd einzuführen, und zwar einen 4-Tonnen-Typ. Wieder war es das Büssing-Werk, das auf Grund eines gleichsam vornehmend konstruierten Versuchsmotors mit der Probefahrt eines solchen neuen



Eine Kolonne Büssing-Lastwagen auf dem Transport zur Front.



Eigenartiger österreichischer Automobilzug auf der Eisenbahn in Galizien.

(Die Räder des ziehenden Büssing-Lastwagens sind derartig, daß sie auf den Eisenbahnschienen sicher laufen, ebenso kann der Büssing-Wagen durch Auflegen von Gummireifen auch auf der Landstraße benutzt werden.)

Armeebewagens beauftragt wurde, der dann auf einer heeresseitig arrangierten und kontrollierten Probefahrt von 2000 km und einer womöglich noch härteren anschließenden staatlichen Laboratoriumsuntersuchung durch den weltbekannten Fachmann Geheimrat Prof. Dr. Kiedler von der königlichen Technischen Hochschule in Charlottenburg als „Standard“ gewählt wurde.

Manche spezifisch Büssing'schen Konstruktionen — wie die Doppelfederung, die Kettenarmierungs-Befestigung, die Differentialperre usw. — haben sich als vorbildlich erwiesen, und von den vielen Hunderten Büssing-Omnibussen und Büssing-Lastwagen, die schon vor dem Kriege jahrelang friedlich ihren Dienste bei Brauereien, Spediteuren, Ziegeleien, Mühlen, Lebensmittel-fabriken, Bergwerken, Rittergütern usw. taten, ist so mancher Beteiligte schon bei der Mobilmachung mit ausgerüstet und tut noch heute unerschütterlich seine Pflicht. Wie die feldgrauen Wagen — und die besten natürlich zumeist! — vom Kriege hin und her geworfen worden: von Flandern und von den Vogesen nach Galizien und Rußland und nach Serbien.

Wenn nach dem Kriege erkennbar sein wird, was Deutschlands Autoindustrie geleistet hat, dann wird sich in der ganzen Welt eine Nachfrage nach dem „made in Germany“ erheben, der das Angebot kaum wird genügen können. Nur rechtzeitige Befestigung wird Aussicht auf punktlieferung haben. Bei unsern Feinden aber, die uns vernichten wollten, und bei dem famosesten aller „Neutralen“, der ihnen reichlich alle Mittel dazu lieferte, wird wohl kein echter deutscher Mann mehr etwas kaufen wollen, was er besser bei seinem deutschen Bruder kauft.

R. K.



LEIBNIZ-KEKS

H. BAHLENS KEKS-FABRIK HANNOVER

LEIBNIZ-KEKS

Wibbert TABLETTEN

sind unsern Krieger im Felde eine
hochwillkommene

Lindwurzeln

In Wind und Wetter schützen Wibbert-
Tabletten vor Erkältungen und lindern
Husten und Katarrh. Als durstlöschendes
Mittel leisten sie unschätzbare Dienste.
Senden Sie daher Ihren Angehörigen
an die Front Wibbert-Tabletten; sie wer-
den mit Jubel begrüßt.

Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wibbert-Tabletten kosten in
allen Apotheken u. Drogerien Mf. 2.- oder Mf. 1.-.

**ZEISS
TESSARE**
für
Portrait-Moment
Landschaft
Zu beziehen durch Photographische Geschäfte
BERLIN HAMBURG WIESbaden
CARL ZEISS JENA
Prospekt P 0 kostenfrei

Als Geschenke sind Beyers
Handarbeitsbücher
das Entzücken jeder Dame!



Preis je 1 Mark 50 Pf.

durch alle Buchhandlungen, alle Handarbeits-
geschäfte und durch den Verlag der Deutschen
Moden-Zeitung, Otto Beyer, Leipzig.
Dieser sendet das Verzeichnis der 40 ver-
schieden Bücher, die dem Schmucke des
Heims und der Kleidung dienen, umsonst.

Wir bitten von den Offerten
unserer Inserenten
unter Bezugnahme auf die Leipziger
Illustrirte Zeitung gefälligst recht aus-
giebigen Gebrauch machen zu wollen.

Auskünfte

über Heirats-, Familien- u. Vermögens-
verhältnisse. Ermittlungen. Streng diskret.
Auskunftei Deutschland, Frankfurt a. M.

Hansa Lloyd

WERKE A-G BREMEN

Personenwagen, Lieferwagen

Lastwagen, Omnibusse.

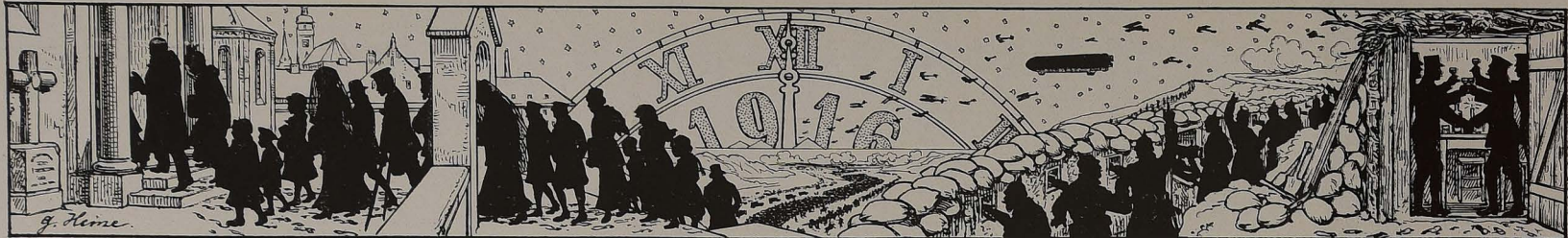
Illustrirte Zeitung

Nr. 3783.

145. Band.



Vom Besuch des Deutschen Kaisers bei den Truppen an der Strypa in Ostgalizien: Der Kaiser im Gespräch mit einem Landwehrmann.
Nach einer Sonderaufnahme für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsfotographen W. Braemer.



Zum Neuen Jahr. / Von Professor Dr. Otto Baumgarten, Kiel.

Wir alle erwarten wohl von dem nun beginnenden Jahr die Erfüllung unseres sehnlichsten Wunsches, die Herbeiführung des Friedens. Ohne uns auf das im letzten Jahr so gründlich enttäuschte Voraussetzen von Terminen einzulassen, dürfen wir doch mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß das Neue Jahr das Friedensjahr werden wird. Und so ellen unsere sorgenden Gedanken gern über die Kriegszeit hinaus und fragen: was wünschen wir unserm Volk für die Friedenszeit?

Wir wünschen ihm, daß das, was uns unter allen Erlebnissen dieser großen Zeit am tiefsten beglückt hat, daß das Erlebnis der deutschen Kraft auch im Frieden sich erfülle. Daß dies deutsche Volk, das uns in den letzten Jahren so oft als gealtert und bedadend erschien, mit solcher jugendfrischen Kraft einer Welt voll Feinden, auch dem der inneren Zwietracht und der drohenden Hungerrung, Widerstand leisten und mit steigender Kraft auch im Frieden beweisen würde, wer hätte das gedacht? Wir zweifeln aber wohl alle nicht mehr, daß wir solcher Kraft auch nach Friedensschluß nicht entraten können, weil denn nach solchem Krieg weniger als je Lustigst besteht, daß deutsche Art und Kunst sich beglückt in neuerungener Weltstellung ausleben kann. Einer Welt von Neidern, Gaffern und Verleumdern gegenüber muß sie sich durchsetzen. Nun wird ja die eiserne Notwendigkeit, die in Gestalt der erhöhten öffentlichen Lasten, der Verjüngung der Kriegsanleihen und der Versorgung der Kriegsgeheiligten uns spürbar werden wird, ebenso wie im Krieg die Kräfte des Tragens und Aushaltens immer neu hervorretzen. Aber nur, wenn diese Notwendigkeit aufgenommen wird in unseren Willen, kann sie fittlich abeln und dauernd wirken.

Das hat uns alle der Krieg für immer gelehrt: ohne körperliche Kraft keine sichere Selbstbehauptung! Es bedarf darum keiner längeren Erörterung der vielbesprochenen körperlichen Erhaltung des deutschen Volkes. Wir sind so weit entfernt von der alten ideologischen Unterschätzung leidlicher Tüchtigkeit, daß vielmehr die Sorge begründet erscheint, ob nicht die Energie des geistigen Hartholzbohrens allmählich den Leibübungen aufgeopfert werden könnte. Die ungeheuren Leistungen unserer Truppen im Ertragen von Strapazen und Entbehrungen zeugen ja dafür, daß unsere vermeintlich unzulängliche Körperpflege doch ausgereicht hat. Immerhin, niemand wird etwas abbrechen wollen von der bisherigen, schon vor dem Kriege gesteigerten turnerischen, gymnastischen und wandernden Ausbildung leidlicher Kräfte, nicht bloß im Sinne der Ausdauer und äußerster Anspannung, auch im Sinne der anmutigen Beherrschung der Kraft. Man wird daran zweifeln dürfen, ob die Bormegnahme militärischer Straffheit und Disziplin im Schulbetrieb den Krieg überdauern soll; aber niemand wird rütteln wollen an der nun eingelebten, in Schule und Jugendvereinen sich auswirkenden Anschauung von der Erhaltung und Durchbildung der deutschen Wehrhaftigkeit.

Dagegen scheint es durchaus nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß körperliche Kraft am meisten gefährdet wird durch schrankenloses Ausleben der Triebe. Es ist gewiß keine Täuschung, daß in den Jahren vor dem Kriege sich die Selbstverständlichkeit der Rede vom Ausleben der Jugend immer mehr durchsetzte, obgleich in Abtinnenzvereinen dem äußeren Übermaß völlige Enthaltsamkeit entgegentrat. Der Krieg hat uns heillosam gelehrt, daß wir im ganzen weit über Bedürfnis und Gesundheit gegessen, getrunken und der geschlechtlichen Sinnlichkeit geirrt haben. Wer bezweifelt es noch, daß beherrschte Triebkraft allein wahre Kraft ist? Wer aber der männlichen Jugend den schwersten Kampf, den gegen den Geschlechtstrieb, zumuten will — und nur in solchem Kampf wird der Adel der Seele gewonnen — der muß früh anfangen mit der Zumutung des Verzichtes auf begehrt Genuß. Das ewige Nachsehen, das Herunterreißen vom Brotlaib zwischen den Mahlzeiten, das Schüherräkeln auf weichen Stühlen und Pfühlen muß weichen einer spartanischen, rauen Zucht.

Kraft wird überhaupt nur in Einfachheit des Lebensstils gewonnen. Die drohende Veraltung und Entnerung der deutschen Art hing doch zusammen mit der immer komplizierteren Kultur. Was gehörte allmählich zu den unentbehrlichen Kulturgewissen! Welche Fülle von Ansprüchen, von Interessen, von Anregungen und Aufregungen, in deren raschem Wechsel die Stetigkeit und Einseitigkeit des inneren Lebens und damit die ursprüngliche Kräftigkeit sich verlor! Wir wissen nun, wo wir die größte denkbare deutsche Kraft zu suchen haben: in den Schützengraben und Unterständen, wo diese Überfülle von Kulturzeiten gewichen ist der Konzentration auf das Eine, Notwendige, Unentbehrliche. Einfach und Einheit ist Kraft. Zurückführung der überaus differenzierten Kultur zu größerer Einfachheit und ihrer Befriedigung, wozu in der Befriedigung der Repräsentationspflichten der Offiziere und Beamten ein wesentlicher Beitrag geliefert würde,

ist Erziehung zur Kraft. Seien wir dankbar, daß die Lasten, die der Krieg unserer Wirtschaft auferlegt, uns zunächst solche Vereinfachung des Lebensstils aufzwingen werden. Dazu gehört auch eine gewisse Rückwendung von der viel zu viel, zu allseitigen Bildung. Gerade entgegengeleitet zu dem kürzlich neuereisenden Treiben auf möglichst allgemeinen Anteil an möglichst weit getriebener Schulbildung erfordert Erziehung zur Kraft eine starke Einseitigkeit in der Durchbildung der überwiegenden Kraft. Dieser Krieg hat sicher nicht das Mischgenügen unserer bisherigen Volksbildung für die Kraftgewinnung erwiesen. Wir glauben: Kraft entwickelt sich wie Meisterschaft aus Einseitigkeit, die bis auf den Grund der zu beherrschenden Bildungsgegenstände dringt. Nur die Herausbildung ganz starker Spezialitäten auf den verschiedenen wissenschaftlichen, technischen, künstlerischen Gebieten neben einer beherrschenden und sicheren Durchschnittsbildung wird unserem Volk seine Herrschaft in der Kulturwelt sichern.

Was unserer Seeresleitung ihre überraschenden Erfolge eingetragen hat, das ist sicher die energiegeladene durchgebildete Denkfraft, die alle möglichen Mittel und Wege zuvor bedenkt, sich stellt und bereithält und die Technik und Taktik den durchgehenden strategischen Zielgedanken dienstbar macht. Da fehlt alles geistreiche Dilettieren auf allen möglichen Gebieten; Gründlichkeit und Sittlichkeit des Denkens schafft jene nie genug zu bewundernde Treffsicherheit, wie wir sie zuletzt in dem serbischen Feldzug beobachtet haben. Zur Leitung des deutschen Wirtschaftslebens in der vor uns liegenden Zeit seiner Durchsetzung gegen eine Welt von Feinden und Neidern wird dieselbe intellektuelle Energie erforderlich werden. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird an unsere Hausfrauen ein ganz neuer Anspruch heranreten an eine ganz enorme Beherrschung der billigsten und solidesten Ernährungsmethoden, an eine durchdachte und klare Haushaltsführung. Intellektuelle Kraft, denkende Beherrschung der Lebensgebiete wird aber nicht durch das zumal in Mädchen Schulen noch beliebte Nachsehen von möglichst vielen Früchten der Kultur, nicht durch das möglichst mühelose Manövrieren in allen möglichen Gebieten gewonnen, sondern in der Sammlung der eindringenden Denkfraft auf möglichst wenige Punkte. Bildung zum Konversationsgebrauch wird niedrig im Kurs stehen, volle Sachbeherrschung wird allein als Bildungsziel geschätzt werden.

Ja, es wird eine eiserne Zeit hereinbrechen, in der der Wert einer Seele weniger nach dem reichen, bunten Gewebe von schönen Interessen und vielseitigen, geistreichen Gefühls- und Phantasiespielen als nach der einfältigen, einheitlichen Kraft des guten Willens bemessen wird. Was uns in diesem Kriege am Ende den Sieg verbürgt, das ist neben der durchgebildeten Intelligenz unserer Führer das zuverlässige Pflichtbewußtsein altpreussischer Art. Das ermöglichte unserer Verwaltung am Ende trotz aller anfänglichen halben Maßnahmen die Vereitelung des Hungerrungsplanes der Feinde. Dieser stahlharte, kantige und fäntliche Pflichttrieb, dem es gewiß des öfteren an Anmut und Grazie mangelte, der aber geheiligt ist durch das Gefühl der Verantwortung dem Ganzen gegenüber, muß auch im Frieden über alle ästhetische Bildung hinaus gefördert werden mit allen Mitteln. Gewiß werden wir nichts opfern von unserer höheren Kultur, am wenigsten einen schalen Nüchternheitsfanatismus die ganze Blüte der Persönlichkeitskultur zerblättern lassen — ist wirklich in unserm deutschen Wesen die Gefahr solcher Barbarei gelegen? — aber wir werden all solche Blütenbildung der Herausbildung schlichter Tüchtigkeit zur Bewältigung des Lebens, der Charakterstärke der Sittlichkeit hinstellen. Dazu wird uns der schärfere Lebens- und Konkurrenzkampf nötigen.

Unsere bisherige Überlegung ging nur auf Erziehung der Kraft zum Handeln, zur Selbstdurchsetzung einer Welt von Feinden und Widerständen gegenüber. Oder träumt ihr noch immer von einer Wiederkehr jener Jahre nach dem letzten Krieg, wo wir unter dem Milliardenregen den Blick auf die Schatten- und schwachen Seiten des deutschen Lebens uns abgewöhnten? Solcher Traum einer goldenen, ungetrübten Friedenszeit, in der sich unsere Art nur positiv entfalten könnte, ist von uns allen ausgeräumt. Wir können nicht vergessen die lange spürbaren Verluste besser Volksblüte, die ebenso lange sich geltend machende Einbuße an Volksvermögen, die notwendige Einschränkung auch berechtigter Ansprüche an Schönheits- und Bildungsplege. Wann werden die offenen Wunden, die unser Volkskörper und jede einzelne Familie an sich trägt, wieder vernarben? Es wäre das sicherste Zeichen des Niedergangs, wenn eine — wir sehen noch nicht, woher sie uns zufallen sollte — überreiche Siegesbeute uns die Erinnerung an diese herben Verluste und — an unsere vor dem Kriege so stark empfundenen Volksünden rauben würde. Was wir unserm Volk für dies Jahr mehr als alle andere wünschen, ist, daß ihm die Selbstüberhebung erspart bleibe, die nichts

anderes wäre als ein Abbruch an Kraft, zu tragen und zu dulden, was Gott ihm auferlegt hat.

Es ist ja so gar begreiflich, daß ein Volk, das sich so wie das unserige schuldlos in einen solchen Weltkrieg verwickelt sieht und, wesentlich auf die eigene Kraft angewiesen, gegen eine Welt von Feinden behauptet, ein gesteigertes Selbstgefühl in sich ausbildet, durch das es sich entschädigt gegen die Verleumdung in aller Welt; es ist sogar notwendig, daß die Selbstkritik, auch des Militarismus, auch des Parvenütums, auch der Mitschuld an der allgemeinen Unbeliebtheit, sich zurückzieht vor der Aufmunterung des Vertrauens zur eigenen Art und Kulturkraft. Aber das deutsche Wesen, an dem die Welt einmal genesen soll, ist das nicht; das ist stets verbunden gewesen mit ehrlicher Einsicht in die eigenen Schranken und in die Ergänzungsbedürftigkeit durch andere Art und Kultur. Gerade diese Selbstkritik erhält uns die Kraft der Selbsterneuerung, des jugendlichen Hinauswachstums über erreichte Stufen, der fortgehenden Bereicherung aus allem Menschlichen. Mit der Länge des Krieges ist die Kraft der Selbstkritik stark gewachsen: wir hören aus der Ferne und aus der Heimat immer deutlicher die Stimmen, die uns den Fortbestand all der trüben, schwachen Seiten des Volkslebens, der sinnlichen Zügellosigkeit und der Klüfte sehnenden Selbstabhebung, der bürokratisch-militaristischen Engbergigkeit und der nur den eigenen Kreis achtenden Kleinteiligkeit usw. melden. Es gilt von allem Anfang an einen Kampf gegen diese Schäden, einen offenen Blick für die Gefährdung unseres inneren Friedens durch den unsozialen Geist, unserer Volksgesundheit durch die Zuchtlosigkeit. Und eben dazu bedarf es einer Kraft des Tragens, damit Mut und Vertrauen sich nicht breche an den Enttäuschungen.

Wir sind überzeugt davon, daß solche Kraft zum Tragen des auferlegten Kreuzes und der bleibenden Schwachheit unserm Volke nur dadurch werden kann, daß in den führenden und bestimmenden Persönlichkeiten in jeder seiner Schichten ein Doppeltes sich findet: die Klarheit, auf deren Grunde, wie Bismarck sagte, das Gottvertrauen erwacht, und das Trauen auf die Gnade, die unsere Schwachheit in Stärke verwandelt. In beiden aber ist das Wesen christlicher Frömmigkeit beschlossen.

Wir brauchen fort und fort der Geister, die eine ungetrübte Klarheit besitzen über die Grenzen der eigenen Ansprüche und Rechte und über die Schranken der Volksart. Wir kennen ja die Rede: „Wenn es einen gerechten Gott gibt, dann muß er unsere Feinde strafen, dann muß er uns einen völlig gesicherten Frieden schaffen“ usw. So stellt man sein Gottvertrauen auf Bedingungen, deren Erfüllung doch völlig ungewiß ist. Nur die volle Klarheit über die wohlverdienten Demütigungen unseres Wesens und über seine Erneuerungsbedürftigkeit gibt jenes unbedingte Gottvertrauen, in dem unsere Kraft zum Tragen des Kreuzes wurzelt. In der Schule des Kreuzes Christi, im Heiligtum der Schmerzen, in dessen Mittelpunkt es steht, gewinnen die wahrhaft starken Geister jene Tragkraft, die in allen Verabungen und Enttäuschungen des Lebens immer Erziehungsmittel der göttlichen Weisheit achtet und spricht: „Laß auf, ich will's gern tragen“.

Es ist gewiß, daß nur einmal gebrochene Kräfte wahrhaft starke Kräfte zum Tragen sind. Schon die Griechen erkannten in der Hbris, in der Selbstüberschätzung die Quelle der Ohnmacht. Was uns für die kommende harte Zeit not tut, das sind nicht die kindlich ungebrochenen, naiven Kräfte — wie sollten sie sich behaupten angesichts des Chaos unlösbarer Rätsel, die uns dieser Krieg im Ganzen und in den einzelnen Familien aufgibt? — sondern die durch das Bewußtsein der eigenen Schuld, des Abstandes vom Ideal, der Unzulänglichkeit der natürlichen Art gebrochenen und durch Gottes Gnade wieder aufgerichteten Kräfte. Die brechen sich nicht mehr an den Widerständen der menschlichen Schwachheit, mit der sie rechnen, auch nicht an den bitteren Enttäuschungen des Schicksals — sie empfangen nie mehr, als ihre Taten wert sind — die werden durch die Widerstände nur bekräftigt in dem verordneten Kampf: „Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig.“

Seltene Zumutung an ein Volk, das sich eben durch Einsatz aller seiner Kraft, durch heldenhafte Selbsthörung behauptet gegen eine Welt von Bosheit! Es ist unsere festeste Überzeugung, daß der Friedensschluß eine Reaktion des Gefühls gegen diese erzwungene Abhärtung bringen wird, daß wir erst dann voll empfinden werden die unerhörten Opfer, die uns zugemutet sind und erst recht zugemutet werden, wenn die Liquidation der Schulden erfolgt. Und eben dazu und zu der hochnötigen Erneuerung deutscher Art bedürfen wir nicht weniger der passiven als der aktiven Kräfte. Deshalb dünkt es uns die beste Neujahrsbitte, einzustimmen in das Gebet des Apostels Paulus (Eph. 3, 16): Daß der Vater unseres Herrn Jesu Christi uns Kraft gebe, stark zu werden durch seinen Geist nach dem inwendigen Menschen.



Vom Kriegshauptplatz in den Vogesen: Deutsche Schneeschuhläufer-Patrouille. Nach einem Gemälde von Alex. Welse.

Die deutsche Verwaltung in Belgien. Von Ulrich Kauscher.

Die Lage der Lütticher Forts hat sich nicht verändert, und die militärische Situation des Landes ist für unsere Heere immer noch glänzend. Das Kriegsministerium dementiert aufs entschiedenste die Nachricht des „Allgemeinen Handelsblatts“, wonach mehrere Lütticher Forts in den Händen der Deutschen seien.“ Das steht im amtlichen belgischen Bericht vom 19. August 1914. Am Tag darauf, am 20. August, wird der amtliche Bericht ebenso lang wie inhaltslos, nicht eine tatsächliche Bemerkung steht in den vielen Sätzen, die plötzlich in der Beteuerung gipfeln: „Natürlich sind wir nicht geschlagen. Wir bereiten uns darauf vor, den Feind unter den bestmöglichen Bedingungen zu schlagen!“

Aber am 8. August war auch das letzte Lütticher Fort gefallen, am 20. waren unsere ersten Truppen in Brüssel eingezogen, und am 26. hatte der Kaiser den deutschen Generalgouverneur in Belgien ernannt.

Am 1. September verließ eine Kolonne von ungefähr zehn Kraftwagen Maastricht: der neue Herr Belgiens mit Adjutanten und Stab, darunter die Leiter der drei heutigen Zentralbehörden, Erzengel v. Sandt, Gelandier von der Landen und Geheimrat v. Lummen. Die Eisenbahnen waren mit Truppentransporten so überfüllt, daß manche Züge von Herbestal nach Lüttich, also für eine Strecke von 40 km, 26 Stunden brauchten. Die Straßen entlang rauchten die Schauplätze erbitterter Kämpfe gegen offene und versteckte Feinde, der Nachhall der Schlachten lag noch über dem verstümmten Land, in der Nacht vom 25. zum 26. August war der Aufbruch in Löwen ausgebrochen und niedergeschlagen worden, durch dessen Schutthaufen nun der neue Generalgouverneur fuhr.

Gleich nach der Ankunft in Brüssel setzten sich der Staatssekretär Dr. Helfferich und der Gelandier von der Landen im Beistand des Parlaments, das jetzt Wachtstube geworden war, an einen roh zusammengefügten Tisch und entwarfen die Proklamation des Generalgouverneurs an die Belgier. Die feindlichen Heere hatten sich nach Antwerpen zurückgezogen, der Kampf auf belgischem Boden war nicht abgerissen, aber der General-



Eine natürliche Felsenstellung.



Ein Blockhaus.

gouverneur sprach zu den Bewohnern des besetzten Gebiets im Namen des Friedens, solange sie selbst ihn halten würden. Strengste Strafe für jede feindliche Haltung, rücksichtslose Niederwerfung jeden Aufruhrs oder Widerstandes — das hatten die Brüsseler am Schicksal Löwens erfahren — aber Schutz einem jeden, der friedfertig seinem Erwerb nachgeht. Der Aufbruch, dessen Programm noch heute gilt, schloß mit den Worten: „Von niemand wird Verleugung seiner vaterländischen Gesinnung verlangt, wohl aber eine vernünftige Zügsamkeit und unbedingter Gehorsam gegen die Anordnungen des Generalgouvernements. Von Eurem Verhalten ... wird es abhängen, ob die neue Verwaltung Euch und Eurem Land zum Segen gereicht.“

Nach ein Jahr später hat der Generalgouverneur Freiherr v. Bissing nach denselben Richtlinien seinen „Offenen Brief“ an die Belgier geschrieben.

Ist die neue Verwaltung den Belgiern zum Segen gereicht? Sechzehn Monate ist sie nun im Amt, und es ist nicht überflüssig, wenn man einmal das Fazit ihrer Arbeit zu ziehen versucht. Will man das aber tun, so muß man gleich zu Anfang die Grenze zeigen, über die keine Mäheverwaltung seiner Verwaltung hinauswirken kann: diese Grenze ist durch die Küste bestimmt. Belgien ist heute in die wirtschaftliche Abzerrung Deutschlands mit einbezogen, aber es fehlt ihm das Eigenleben, das aus dem kämpfenden Reich eine gewaltige Werkstatt gemacht hat. Die Kriegsindustrie verarbeitet bei uns daheim den Vorrat an Rohstoffen und tausenderlei verarbeitetes Material noch einmal. In Belgien war großer Ausverkauf, die gelösten Summen liegen mehr oder weniger untätig in den Banken, die Fabriken feiern, weil die meisten nur leben und tätig sein können bei freier Ein- und Ausfuhr.

Wenn man die Regierung des Generalgouverneurs von ihrem belgischen Pflichtentwurf aus ansieht und ihre Aufgaben für das Reich als selbstverständlich voraussetzt, so ergeben sich drei Kardinalpflichten: es mußte im okkupierten Land Ordnung geschaffen werden; es mußte für eine erträgliche Gegenwart gesorgt und es mußte die Zukunft im Auge behalten werden.

Ordnung galt es vor allem im staatlichen Leben, in den Behörden und öffentlichen Betrieben zu schaffen. Diese Aufgabe

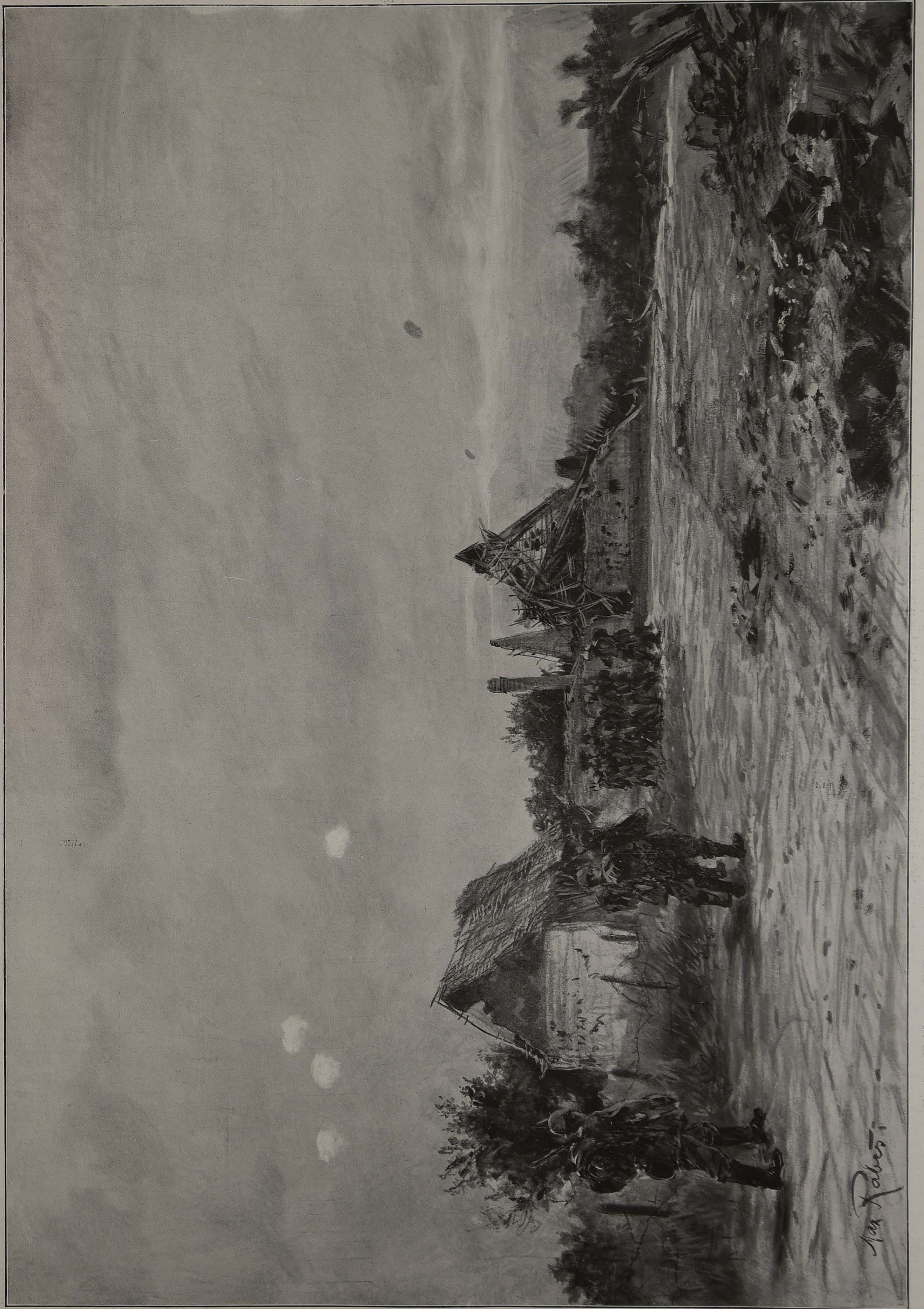


Armierungstruppen beim Empfang des Mittagessens.

Vom Kriegsschauplatz in den Vogesen. Nach photographischen Aufnahmen von Max Wipperling, Elberfeld.

kann als gelöst betrachtet werden. Alle Ministerien, die unter den heutigen Verhältnissen Befähigung haben, sind im Gang, bis zum Unterstaatssekretär mit belgischen Beamten besetzt, und nur der Minister wird von einem deutschen Beamten vertreten. Die deutsche Verwaltung tarzt nicht mit Lob für ihre belgischen Untergebenen, ebenso wie die Objektivität der belgischen Richter mit ganz geringen Ausnahmen überall anerkannt wird. Geschlossen sind die Ministerien des Auswärtigen, des Kriegs, der Marine und der Kolonien. Ganz ohne belgische Hilfe arbeiten die Ministerien der Post und Telegraphie und der Eisenbahnen. Daß es auch so geht, wird selbst von Belgiern bewundert, von denen nicht zum wenigsten, die den Apparatensaal der Brüsseler Hauptpost wie einen Trümmerhaufen vor den deutschen Beamten liegen sahen. Es ist selbstverständlich, daß durch die Entziehung belgischer Mithilfe nicht das geringste deutsche militärische oder Verwaltungsinteresse geschädigt werden kann. Aber die Belgier helfen nicht nur nicht, sie gebrauchen sogar die angeblichen Kriegswerkzeuge der Telegraphie und Eisenbahn aufs ausgiebigste, als sei es das einfachste von der Welt, die deutsche Behörde für sich arbeiten zu lassen. Jede (sehr seltene) Unregelmäßigkeit wird kräftig kritisiert, als aber die Mangel der Eisenbahnarbeiter aus plötzlichem Patriotismus die Arbeit niederlegten, dachte kein Belgier daran, daß nun eigentlich auch die Deutschen berechtigt wären zu streiken, d. h. die Einheimischen einfach von der deutsch betriebenen Bahn zu verweisen.

Was von der deutschen Verwaltung für Handel und Gewerbe getan worden ist, reicht weit hinaus über ein einfaches Dindungsschaffen; abgesehen von ganz neuen Industrien, die unter deutscher Leitung entstanden sind und zum Teil einzigartig dastehen, ist den vorhandenen jeder Vorstoß geleistet worden, der möglich war ohne Rohstoffeinfuhr. Selbst Stoffe, an denen wir in Deutschland auch keinen Überfluß haben, wie Betriebsöle, Benzol, Sprengstoffe, sind den belgischen Werken und vor allem



An der Westfront: Soldaten gehen in Stellungswachsel. Rechts im Hintergrund ein englischer Zeltballon, links platende englische Schrapnells.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Ausgemalter Professor Max Habes.

Zeichen herbeigeschafft worden. Der Kohlenbergbau, dessen rüstiges Fortbestehen zwei Provinzen das Leben gerettet hat, war tot, als die deutschen Heere Belgien von den Franzosen säuberten. Seit hat er wieder nahezu 80 Prozent der Friedensförderung erreicht und ist einer der wenigen Wirtschaftszweige, denen über Deutschland ein Export ins neutrale Ausland möglich ist. Und neben ihm steht die Landwirtschaft, auf deren Hebung alle Kraft verwendet wurde, und die in diesem Kriegsjahr, obgleich im Ackerlande Flandern noch gekämpft wird, mehr Brotertrag geliefert hat als im Frieden. Auch auf diesem Gebiet, das in solchen knappen Zeiten wohl einen Zwang hätte dulden müssen, hat der Generalgouverneur auf alles gewalttätige Zugreifen verzichtet; und, wie der Erfolg lehrt, verzichtet können. Er hat das Mittel eindringlicher Belehrung angewandt; er hat für die belgischen Bauern ein eigenes Blatt „Der Landmann“ gegründet, dessen Spruchhaft um Zehntausende wachsende Auflage am besten lehrt, wie begierig die Landbevölkerung zugegriffen hat, als sich ihr einmal eine leitende Hand entgegenstreckte. Belgien bedarf natürlich immer noch der Einfuhr von zwei Dritteln seines Brotverbrauchs; aber was unter der Kontrolle der Zentral-Erntekommission heute in den Scheunen der belgischen Bauern liegt, ist eine Nahrungsterrasse, die es nie wieder zu solchen schlimmen Zuständen kommen lassen wird, wie sie im Herbst 1914 mit allen Zeichen der Hungersnot über Belgien hereinbrachen.

Die hauptsächlichste Versorgung Belgiens mit Brotertrag wird bekanntlich von der amerikanischen Commission für Relief geleistet, einer Organisation, der England dies Einfuhr-Privileg zubilligte gegen die Zulieferung des Generalgouverneurs, von einer Requisitionierung dieses Getreides abzusehen. Es ist dies eine der seltsamsten Erscheinungen des Krieges, dies neutrale Hilfswort, das in seinen Wirkungen fast an Manöverbestimmungen erinnert: „Es wird angenommen, die Brücke über den Fluß A existiere nicht.“ So wird angenommen, es gäbe keine Brotertrag in Belgien, nämlich für die Deutschen, die auf das Brot aus der Heimat angewiesen sein sollen, während ringsum Überfluß an Weizenbrot herrscht. Und will England einen Gummimangel aufzwingen; aber die Autos der Herrn von der Kommission kaufen mit Gummi durch das Land. Wir fahren mit den seltsamsten Benzinerfahrzeugen, aber die Kommission hat ein Benzin wie nur je im Frieden. Für uns scheint die Welt nach Westen zu wie mit eisernen Mauern verbaut; die Herrn der Kommission verhandeln heute in London, morgen in Rotterdam und übermorgen in Brüssel. Die Kommission ist wie eine Art letztes Bindemittel zwischen den Nationen, die fast alles Gemeinsame verloren haben, und in ihrer Existenz liegt ihr Verdienst ebenso sehr wie in ihrer Tätigkeit.

Nicht nur das Brot, alles ist natürlich in Belgien knapp geworden und verlangt eine Sparanleihe, zu der sich der einzelne ohne Zwang kaum versteht. Aus diesen Grunde, und weil eine Menge von Betrieben nicht unter der alleinigen Obhut uns feindlich Gesinnten bleiben konnten, entstanden neben den drei großen Behörden, der

Zivilverwaltung (die ein um Justiz, Landwirtschaft, Schule und Handel vernehtes Ministerium des Innern ist), der Politischen Abteilung (dem Auswärtigen Amt) und der Sanitätsverwaltung (dem Finanzministerium, allerdings ohne Etatbestimmung, die der Zivilverwaltung zusteht), eine

halten, aber besonders in den Städten, und da wieder vor allem in Brüssel, unter Patriotismus Sabotage verstehen, muß auch gegen seinen Willen zu seinem Besten angehalten werden. Solange es Unternehmern gibt, die im Besonderen der Straßen ihres eigenen Bezirks nicht den Nutzen ihrer Landsleute, sondern einen Vor- schub für deutsche Kriegshandlungen sehen, bedarf es eines zentralen Willens, der befiehlt und nötigenfalls zwingt!

Und die Zukunft dieses Landes, das heute wie eine Insel im europäischen Blutmeer liegt? Der Generalgouverneur ist der Herr der Gegenwart, aber der Gedanke beherrscht alle seine Handlungen: wie wirken sie in die Zukunft aus? Aber ein politisches Programm kann und soll hier nicht gesprochen werden. Aber sein negatives darf auf die Formel gebracht werden: Nirgendes Raub- bau treiben! Dies Programm war gerade jetzt wieder entscheidend, als der Tribut festgesetzt wurde, den Belgien dem Krieg zu leisten hat: die monatliche Kontribution. Es liegt sich leicht der Standpunkt einnehmen: auf der Kontribution bestehen wir nach Zug und Recht; woher das Geld kommt, ist uns einerlei. Also Kopfsteuer oder Verdreifachung der bestehenden Steuer oder eine ähnliche harte, aber schnelle Maßregel. Nicht so der Generalgouverneur. Er sah über den Augenblick hinaus, und wie vor einem Jahre war die Überlegung ausschlaggebend, daß nur ordnungsgemäße Bewirtschaftung des okkupierten Landes dauernden Ertrag verspreche, wie lange auch die Okkupation währen möge. So ist auch diesmal wieder die Kontribution nicht der breiten Masse auferlegt worden, sondern die Provinzen als Birgten und die Banken als Geldgeber bringen die 480 Millionen im Jahre auf.

Man macht sich nur schwer eine Vorstellung von Überschwemmung mit Bettelbriefen, guten Ratschlägen und Beschimpfungen, Beschimpfungen, Beschimpfungen, denen der Generalgouverneur, in dem sich die deutsche Verwaltung in Belgien verkörpert, täglich ausgesetzt ist. Jede seiner Maßnahmen, und wäre sie klar und lauter wie der Tag, unterliegt Verdrehungen und Mißdeutungen, die kaum zu begreifen sind.

Ein gutes Beispiel dafür war die Art, wie die feindliche Presse die Aufhebung des Pöbelzwangs innerhalb des Generalgouvernements (mit einigen Ausnahmen) aufnahm. Das war nun eine Maßregel, die dem Armen Geld sparte, die für Handel und Wandel so notwendige Freizügigkeit wiederherstellte, auf dem Lande den Schulbesuch ermöglichte und die Einreisefahrten in die Städte, kurz, nur segensreich wirkte. Und was sagte die feindliche Presse? Der Generalgouverneur hätte die Pöbelkontrolle aufgehoben, um damit — so und so viele Landsturm- männer zu sparen! Das wird so bleiben, halb Dummheit, halb Infamie, und wenn die deutsche Verwaltung in

Belgien mit Engelszungen redete und Unpfelaten ver- richtete. So muß es ihr genügen, daß sie geleistet hat, was menschenmöglich war: sie hat aus dem Chaos die Ordnung wieder heraufgeführt, die belgische Gegenwart erst ermöglicht und erträglich gemacht und der Zukunft Belgiens allen Widrigkeiten zum Trotz keinen Abbruch getan.



Das Essen wird in die vorderste Stellung gebracht. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grottemeyer.



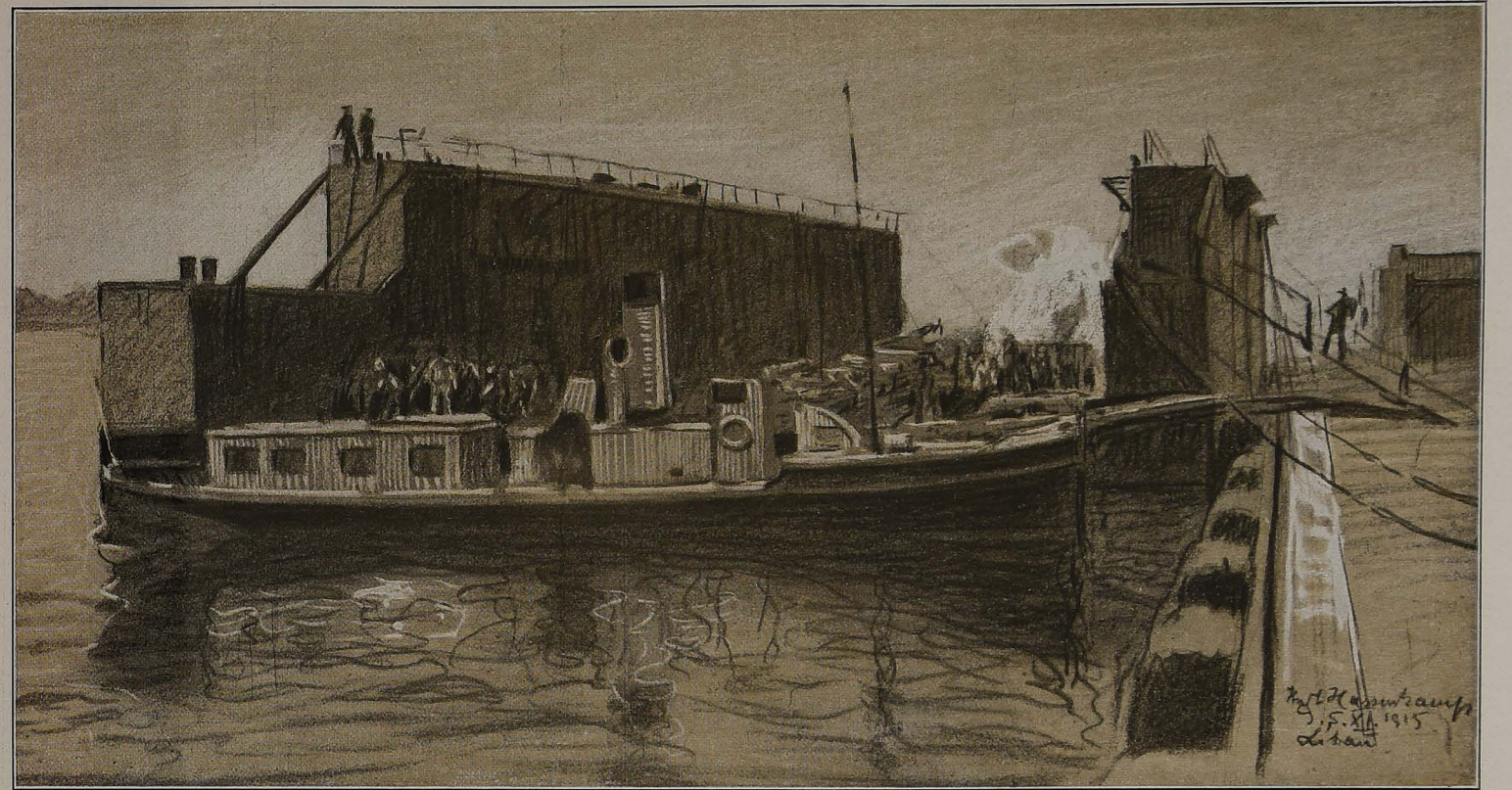
Eine Feldschmiede in Tätigkeit. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grottemeyer.

Vom Kriegsschauplatz in Westflandern.

Frucht-Zentrale errichtet, die Banken unter Aufsicht oder Verwaltung gestellt ebenso wie die Gas- und Elektrizitäts- werke, die Zechen und Sägen und die Fabriken wichtigster Art. Es geht ein einheitlicher Wille zum Gaushalten durch die Verwaltung, oft im deutschen, noch öfter im belgischen Interesse. Ein Land, dessen Einwohner wohl die Ruhe

Libau unter deutscher Flagge.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem bei der Ostseeflotte zugelassenen Marinemaler Kurt Hassenkamp.

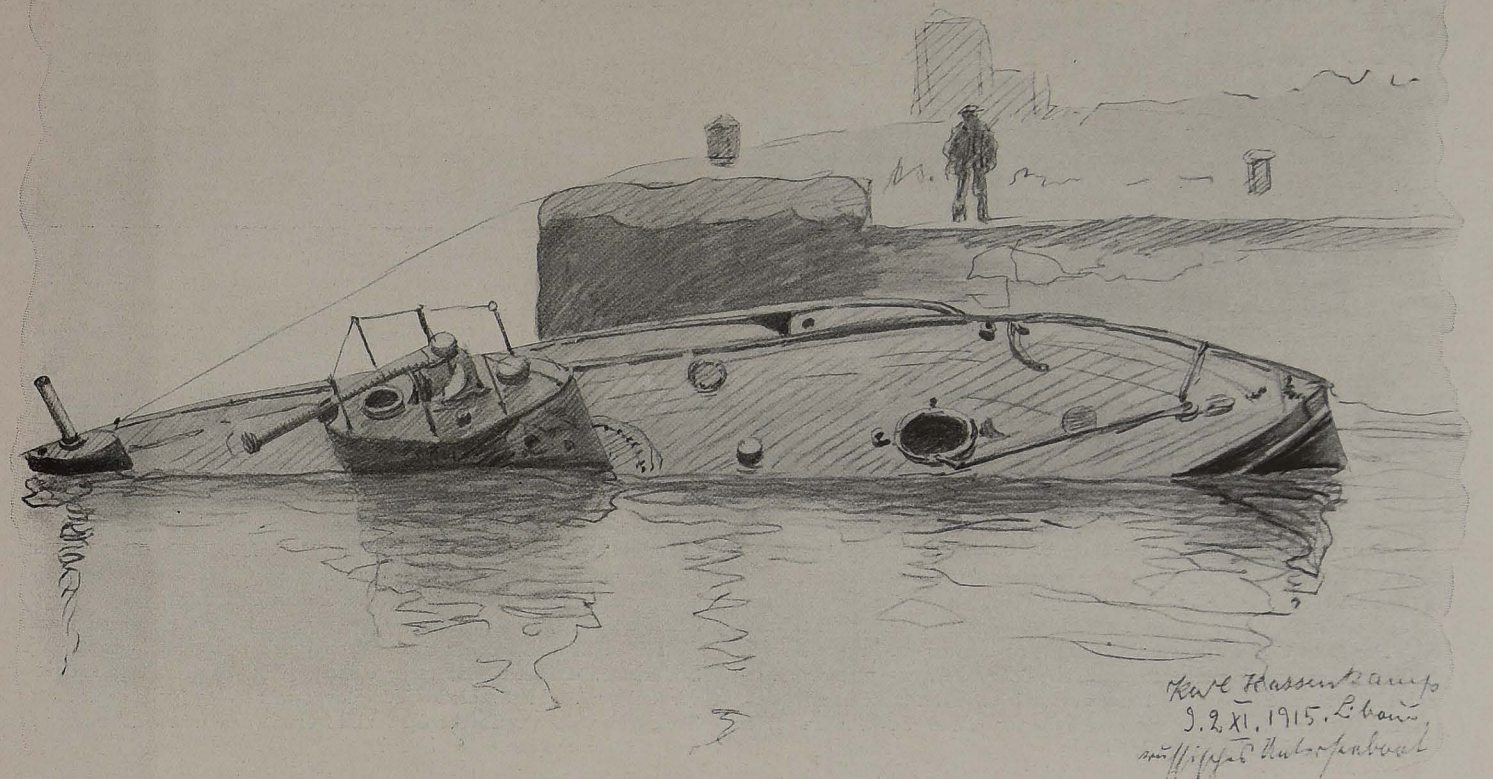
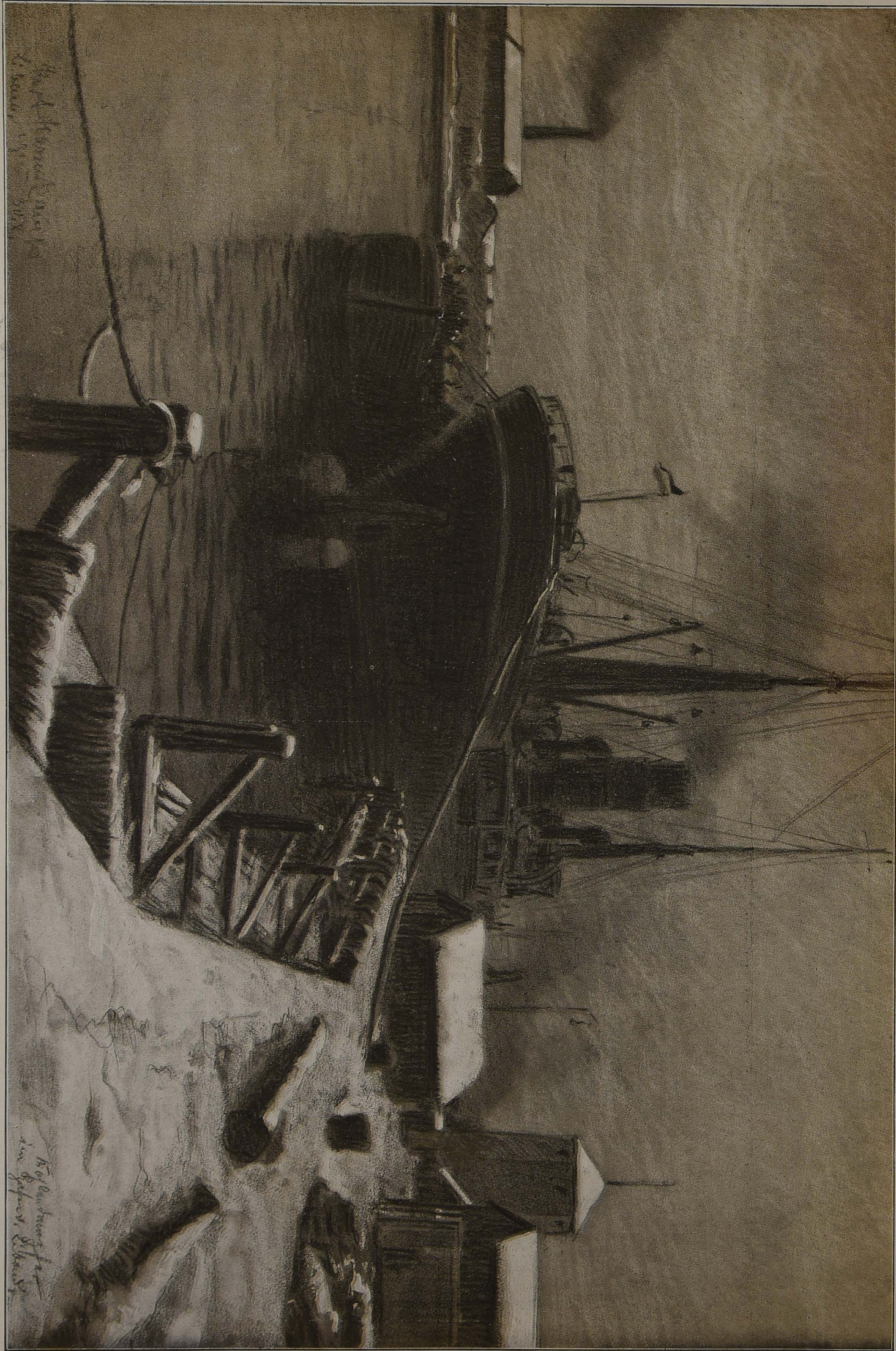


Ein von den Russen im Libauer Hafen versenktes und von unserer Marine wieder gehobenes Schwimmdock.



Libau mit Hansabrücke und Heilige-Dreifaltigkeits-Kirche.

Stollenbunker im Hafen von Libau. Nach einer Zeichnung des Sondergeheuers der Zeitschrift „Stilleren Zeitung“ Kurt Gollentkamp.



Kurt Hasselkamp
9. XI. 1915. Libau.
russisches Unterseeboot

Untergegangenes russisches Unterseeboot in Libau.

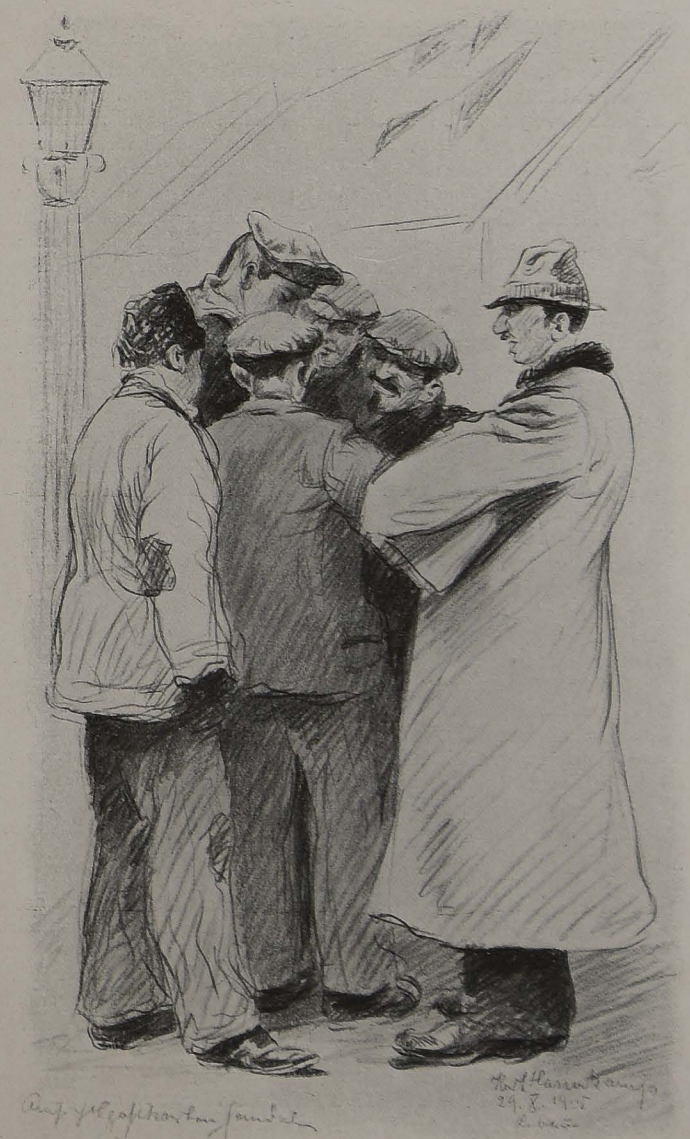


Kurt Hasselkamp
9. XI. 1915.

Straßentypen aus Libau.



Frauen und Kinder beim Empfang der Reste des Mittagessens der Kriegsschiffmannschaften.



Ansichtspostkartenhandel in Libau.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(13. Fortsetzung.)

Seinen letzten Mülhausener Abend verbrachte Firmkranz in der Familie seiner Braut. Es war ein wenig erfreuliches Beisammensein. Herrn Brosam gingen vielerlei Sorgen durch den Kopf, die ihm den Blick nach innen zogen und die Lippen zähe aneinander haften ließen. Wenn man nicht sein Leben so ganz auf das Gedeihen Deutschlands gestellt hätte, so hätte man sich nur darüber freuen müssen, daß für das Elsaß die Stunde der Erlösung gekommen war. So aber wuchs Kraut und Unkraut auf dem Acker der Zukunft doch ein wenig wirr durcheinander, und man wußte nicht, ob man das Kraut so ganz sauber vom Unkraut werde scheiden können.

In Frau Brosam war die Erinnerung an die Berliner Unbill zu einem großen, zähen Klumpen aufgequollen, und alle diese durch die Straßen hastenden oder im Gleichtakt marschierenden Soldaten wurden ihr zu Abbildern der Gewaltsamkeit jenes uniformierten Bösewichts Unter den Linden.

Auch Madeleine war schweigsam, und so vergingen Firmkranz' Bemühungen um den Aufschwung des Gesprächs immer wieder zu einem Ermatten. Er hätte diesem letzten Abend gern eine strahlende Weihe gegeben, aber gerade heute fühlte er sich an diesem Tische fremder als je, und seine innig gewordene Liebe empfand dies als schmerzlichen Verlust einer Stunde, die segensreich hätte sein können.

Nach dem Abendessen ging Madeleine unaufgefordert ans Klavier und begann zu singen. Das Lied der Mignon wuchs so innig aus ihrem Herzen, daß man beinahe vergessen hätte, wie sorgsam dieses Lied berechnet und auf den theatergemäßen Eindruck gestellt ist. Dann wirbelte sie in kleinen duftigen Wölkchen das Sommerachtsgezwicher der Philine heraus.

„Titania ist herabgestiegen“ . . . der ganze Staccato-Leichtsinn flatterte durch die offenen Fenster davon und verfiel sich in die dunklen Baumwipfel. Der Faun und die Nixe, die einander an dem ovalen Brunnenbecken gegenüberstanden, noch aus der guten, alten Zeit her, wo irgendein Erzbischof hier ein verschwiegenes Landhaus und einen Park besessen hatte, die beiden alten Sandsteinwesen stiegen von ihren Sockeln zu einer Gavotte auf den knirschenden Kies herab.

Firmkranz bat Madeleine um ein schlichtes deutsches Volkslied: „Sah ein Knab ein Röslein steh'n,“ oder „Am Brunnen vor dem Tore“ . . . „Nein,“ sagte Madeleine, „nun ist's genug.“

Sie schloß das Klavier, unwillig, als sei ihr etwas Unpassendes zugemutet worden, und ging dann ohne weiteres aus dem Speisezimmer über die breiten Treppen in die Gartennacht.

Firmkranz folgte ihr, aber es war gar nicht bräutlich und abschiedsang, wie sie ausschritt, so daß er neben ihr herlaufen mußte. Erst am Gartengitter, das mit vielen Ranken und Schnörkeln um steile Eisenstäbe griff, an manchen Stellen zu dem erzbischöflichen Wappen zusammenlief und anderswo wieder auf eine sehr kunstvolle Weise den Blick in die Tiefe führte, als sehe man in eine Halle hinein, erst hier, wo sich die Welt des dunklen Gartens von der helleren Straße schied, ging Madeleine langsamer.

Das kunstreiche Gitter schied die Landstraße von einem schmalen Binnenweglein, das so angelegt war, daß man wohl zwischen Büschen hinaus, daß aber niemand von draußen hereinschauen konnte. Zudem war auch niemand da, der es hätte versuchen können. Nur die langen, storchbeinigen Gaslaternen mit ihren grünen Köpfen standen in großen Abständen längs der Straße. Es war für ein Liebespaar die vollkommenste und abgeschiedenste Einsamkeit, hell genug, um einander in die Augen sehen zu können, dunkel genug, um Küsse aufzunehmen, wie goldenen Schmuck auf schwarzem Samtkissen. Die Büsche hingen voll duftender, weißer Sterne des Jasmins, und es war wirklich, als habe sich der helle, hohe, funkelnde Himmel sein irdisches Gegenspiel in diesen Sternbildern, Nebelflecken, Haufen und Milchstraßen von Blüten auf dem Dunkel des Laubes schaffen wollen.

Warum Madeleine nicht der Nottraung zugestimmt habe, fragte Firmkranz. Wenn Mama für diesen Vorschlag nicht eingenommen gewesen sei, so begreife er es, denn sie sei durch die Ereignisse in eine große Erregung versetzt worden und klarer, besonnener, vom Haß unbeflußter Erwägung unzugänglich. Aber der Vater habe doch den Gedanken offenbar wohlwollend erwogen und wäre leicht ganz zu gewinnen gewesen. So habe es letztlich bei ihr gestanden, durch ihren unzweideutigen Wunsch den Ausschlag zu geben. Habe sie in geringeren Dingen ihren Willen immer noch durchgesetzt, so hätte sie ihn in dieser entscheidenden Sache erst recht erzwingen können, wenn sie nur ihr Herz hätte mitsprechen lassen wollen.

Madeleine ging dunkel und von ihm abgeschlossen neben ihm her. „Nein,“ sagte sie, „eben weil das eine entscheidende Sache ist, so kann das nicht abgetan werden wie ein Einkauf im Warenhaus. Man kann in die Ehe nicht eintreten wie in eine Markthalle. Auch das ist nur wieder ein Beweis für den Mangel der deutschen Nation an Takt, Geschmack und Seele, daß in diesen Tagen so viele Schicksale auf so leichtsinnige Weise zusammengehudelt werden. Wenn dann der Krieg zu Ende ist, so starren sie einander an und verwundern sich darüber, daß sie mit fremden Menschen auf ewig verbunden sind.“

In Firmkranz' sehnüchtige Liebe war bitterer Ingrimmt geträufelt. „Gilt denn das für uns?“ fragte er hart. „Ich glaube, wir kennen uns schon lange genug. Aber es ist wirklich, als würden wir uns immer fremder. Wenn du nur gewollt hättest . . . Aber es ist so, daß dein Herz nicht dabei ist.“ Er riß einen duftenden Klumpen von Jasminsternen ab, roch daran, fühlte, wie ihn der schwüle Geruch verwirrte, und warf die Blüten ergrimmt ins Dunkel der Büsche zurück.

Schweigend gingen sie weiter und kamen auf einer Windung des Weges an das längliche Brunnenbecken. Nixe und Faun standen einander schon

längst wieder auf ihren Sockeln gegenüber. Im matten Sternenlicht reckten sie einander die verwitterten Arme entgegen, riefen sich mit steinernen Gebärden des Verlangens, und angesichts dieser vernachlässigten, dem Verfall nahen Herrlichkeit von einst riß sich eine abgründige Trauer in Madeleine auf. Es schien ihr, als sehe sie hier das Geschick Frankreichs im steinernen Gebilde. Nun würde das Land verwüstet werden, alle Schrecken des Krieges würden darüber hinfahren, seine Reste würden verwittern und zerfallen.

„Du glaubst selbst nicht an den Sieg Frankreichs“, sagte Firmkranz. Es war ihm eine bittere Freude, den Stachel noch tiefer einzubohren. „Niemand hat es zu diesem Krieg gezwungen. Wie in einer fürchterlichen Verzauberung hat es seit Jahrzehnten auf ihn hingearbeitet. Nun hat es seinen Willen, nun muß es die Folgen tragen.“

Sie hatten sich wieder auf den dunklen Binnenweg gewandt, und noch schwerer und dichter als vorhin lag der Duft der Blüten zwischen den Buschmauern. Allen Büscheln und Klumpen entquoll er in unaufhörlichen Strömen und drang ins Blut, daß es zärtlich und leicht in wunderbarer Belebtheit gegen die Wände des Körpers drang. Nie hatte Firmkranz seine Liebe zu dem seltsamen, unerreichbaren Mädchen so innig empfunden, und nie war er ihr so bitter böse gewesen. Es wäre ein leichtes gewesen, jetzt vom Tode zu sprechen und sie dadurch schwach und weich zu machen. Aber Firmkranz wollte keine Empfindsamkeit zum Helfershelfer seiner Sehnsucht; er verhärtete sich und beschloß, Madeleine die Erinnerung an diesen vergeudetten Abend wie eine Strafe zurückzulassen.

Wenn ich falle, wenn ich falle, so ging es in ihm, dann mag sie sich damit abfinden, wie es ihr gelingen will, und das Herz mag ihr erstarren.

Neben ihm zitterte ein weher Ton durch Duft und Dunkel. Wie ein Schluchzen, das sich nicht mehr dämmen läßt, das sich löst und blind ist vor Schmerz. Hatte bloß Gedachtes seinen Weg gefunden, hatten die Seelen einander wortlos berührt, und fror die eine in der Erkenntnis dessen, was sie der andern getan hatte?

Und plötzlich flammte die ganze Welt auf.

Madeleine war da, an ihm, in ihm, mit allen Gliedern an ihn gedrängt, sie hing an seinem Hals, weinte bitterlich, stammelte, schluchzte. Ihre Stirn lag an seinem Mund, ihr Leib war eine heiße Welle.

„Muß ich dich hergeben . . . dich . . . dich . . .“

Der Sternenhimmel sang und duftete, die Büsche wuchsen hoch und wölften Hallen über sie, deren Gewölbe von unzähligen sanften Lichtern erhellt waren. Etwas Verächtliches und Armseliges war tief da unten und da hinten: Mißtrauen und Kälte und Abgeschiedenheit. Von einem Strom von Zärtlichkeit waren sie umhüllt, innigste Menschennähe ersennend, verkrampten sie sich ineinander.

„Oh du . . . diese Nacht . . . die letzte! . . .“

„Denk' an mich . . . denk' an mich! . . .“

Er hob ihren Kopf, fand den Mund, küßte die Lippen der bräutlichen Braut. Und Leben und Tod, Not und Glück standen im Dunkeln, bereit, zwei Menschen zu segnen.

Da straffte sich der Leib des Mädchens zur Abwehr, sie zog sich zusammen, löste sich von ihm. „Nein . . . Nein . . .“ Er sah ihre Augen, den schmerzlichen Mund, dann lief sie fort, und das Dunkel fiel hinter ihr zusammen wie ein Vorhang von Samt — Welt und Blut sangen hoch aufrauschend der Flüchtenden nach. Dann wurden alle Sterne kalt, alle Blüten welk und tot, die Nacht drohte feindlich und tückisch.

Ein Geräusch raschelnder Zweige berührte Firmkranz von ferne. Er sah einen kleinen, grauen Schatten aus den Büschen geschmeidig auf den Weg gleiten. Es war François, der Kater, der auf einem nächtlichen Zuge daherkam und nun verdutzt und mißtrauisch anhielt, als er den Menschen in seiner einsamen Verlorenheit stehen sah . . .

Marianne, die von ihrem Großvater wußte, daß Firmkranz in dieser Nacht abreisen müsse, lag wach in ihrem Bett und hörte, wie er nebenan in seinem Zimmer wirtschaftete. Die Stühle rückten mit leisem Scharren, nun gingen seine Augen und seine Hände zum letztmal über die alten Dinge hin. Die Schublade der Kommode meldete sich mit ihrem verdrossenen Quieken. Es war sonst so still im Haus, daß sie sogar hörte, wie das Schloß der Handtasche einschnappte.

Da es einen Augenblick still geworden war, wußte sie, daß er nun mitten im Zimmer stand und sich umsaß, ob nichts vergessen worden sei.

Und gleich darauf öffnete er die Türe und ging die Treppe hinab.

Marianne sprang aus dem Bett und sah ihm vom Fenster aus nach, wie er über den öden Hof ging und unter der großen Laterne in der Toreinfahrt verschwand, und es war etwas an alledem, vielleicht der Verlauf der Schatten oder dieses Unwirkliche des öden Hofes, das sie an ihren seltsamen Traum erinnerte. Sie ließ ihn gehen und verriet durch nichts ihre Rückkehr. Denn das wußte sie, daß er von Madeleine kam, und so sollte der Hauch des Abschiedes durch nichts von seiner Seele gewischt werden.

Nach Mariannes Abschied wurde Johannes Fiedlers Leipziger Leben leer und sinnlos. Was früher verwirrend reich gewesen war, Arbeit und Studium, die Problematik des Daseins, lief nun in wenigen ärmlichen Linien durch den ungeheueren kriegerischen Lärm. Daß Marianne nicht mehr da war, nahm allen Dingen den Kern ihres Bestandes. Alles hing entwurzelt in der Luft, und die Medizin war entgöttert. Wenn ihm jemand gesagt hätte, seit Mariannes Abreise sei der Pythagoräische Lehrsatz abgeschafft und

hätten die Keplerschen Gesetze keine Geltung mehr, so hätte er dies durchaus für möglich gehalten.

Vor dieser sein ganzes Sein zusammenreißenden Katastrophe trat alles andere zurück, und auch der Krieg war vor ihr nur ein kleines und unwesentliches Ereignis. Kanonengebrüll und Hurraschreien aus Millionen Kehlen war ein Gesumme von Herbstfliegen gegen das Krachen des Weltunterganges in ihm. Dann trat die Erschöpfung seines inneren Menschen ein, und völliger Stumpfsinn nahm ihn aus dem unmittelbaren Erleben hinweg.

So machte er unter seinen Kollegen eine ziemlich sonderbare Figur. Die Universität war zu einem Heerlager geworden, alle Musen hatten Helme auf die Köpfe gestülpt und übten unter Klios Kommando Gewehrgriffe, vom Mund der Professoren floß nicht mehr Milch und Honig der Weisheit, sondern der Flammenstrom des Zornes und der Begeisterung. Mit einem Ruck war die Universität aus ihrem Sommerschlaf erwacht und erbte bis in ihre entlegenen und entferntesten, am seltensten besuchten Räume. Wo kamen die vielen Hunderte von Studenten her? Die ferienfaulen Treppen erdröhnten vom eiligen Getrappel der Schuhe, alle Türen schlugen wuchtig ins Schloß, die Karyatiden vor dem Eingang sahen auf ein unablässiges Gewimmel. Wer nicht krumm und lahm war an Leib oder Seele, der lief zu den Waffen; da der Andrang so groß war, daß die Militärbehörden nicht wußten, wie sie ihm wehren sollten, galt der als beneidenswert, dem es geglückt war, eingestellt zu werden. Was sonst unter den mannigfachsten Farben, Wahlsprüchen, Namen und Parteigeistungen der akademischen Freiheit großes Orchester spielte, wobei manchmal jeder Teil auf seiner Tonart so hartnäckig bestand, daß nichts weniger als ein Wohl- und Zusammenklang dabei herauskam, alle diese Grünen, Blauen und Gelben, die Intellektuellen mit ihrem Schillern nach rechts oben zu Friedrich Nietzsche oder nach links unten zu Karl Marx, dieser ganze studentische Ameisenhaufen war auf einmal einer Meinung und eines Herzens. Sämtliche Kriegsbeile wurden begraben, und die ältesten Feindschaften, die bis zur Gründung der Universität zurückzureichen schienen, erloschen sanft wie Wachslichter am Weihnachtsbaum. Es war auf einmal sehr belanglos, ob einer auf den Jenseiter Bierkomment schwor, oder ob er zu den Guttemplern gehörte. Über dem Ganzen schwebten der heilige Gambrinus und der Wasserprediger Johannes Hand in Hand und segneten ihre vereinigten Bekenner. Und alle Feinheiten und Windungen der Ehrenkodizes wurden plötzlich ganz ohne Bedeutung gegenüber dem ersten und einzigen Paragraphen des neuen Ehrenbuchs, der befahl, für das Vaterland die Waffen zu ergreifen.

Bei dieser allgemeinen Umwälzung fiel so mancher vom Wagen, der bisher obendrauf gesessen hatte, und andere, die ganz hinten bei den Unbeachteten gestanden hatten, rückten höchst augenfällig nach vorne.

Ein gewisser Peter Zilias aus der Gegend von Lyck war bis in diese Tage als eine Art Parzival oder Schlemihl, jung, tumb und ungeschickt, in Hör- und Seziersälen der Semestergenossen Belustigung und Witzscheibe gewesen. Seine ostpreussische Heimat hatte ihm zu der vierschrotigen Gestalt eines Lands- und Ackerknechtes eine höchst mäßige Begabung für die Wissenschaften mitgegeben, so daß er allgemein für das unglücklichste Suppenhuhn im ganzen Bereiche der Medizin galt. Aber es erging ihm wie dem häßlichen Entlein. Da seine Zeit gekommen war und der Sturmwind der Ereignisse ihm unter die Flügel fuhr, entfaltete er sie, und das armselige Suppenhuhn war königlich in einen Adler gewandelt. Über Nacht war Peter Zilias berühmt.

Es kam an dem Abend über ihn, an dem ein Schrei durch ganz Deutschland ging, an dem Abend des vierten August, an dem ein Haß geboren wurde, ein Ungeheuer von Haß, das sich eines Millionenvolkes mit dem Augenblicke bemächtigte, in dem man die sechs Worte auf Extrablättern flattern sah: „England hat uns den Krieg erklärt.“ Das war kein langsam durch die Zeiten herangereifter Haß; fertig und gepanzert für eine Dauer von Jahrhunderten sprang er aus dem Herzen der Nation. Seine Wurzeln waren verschmähte Liebe, mißachtete Achtung, und das Grauen war dabei, das den Peter erfassen mag, der erkennt, daß er ein taubes Götzenbild anbetet hat, Erz ohne Seele und Gefühl.

Jemand sagte: „Viel Feind, viel Ehr, so haben wir eben noch einen mehr.“

Das Wort ging in Peter Zilias' ostpreussischen Schädel ein und rumorte gewaltig darin. Er sagte sich nicht mehr, es komme auf den einzelnen nicht an und auf ihn schon gar nicht, da ihm doch Gott zu seinem hinterwälderischen Gliederbau ein schwaches Gesicht gegeben habe. Hatte ihn das Vaterland früher nicht tauglich befunden, so mußte dieses wählerische Vaterland eben jetzt zu seinem eignen Besten gezwungen werden, und so kurzzeitig werde er schon nicht sein, daß er nicht zustoßen könne, wenn er einen Engländer vor der Bajonettspitze hätte.

Peter Zilias ging also hin und nahm einen jungen Unterarzt beiseite, der ihm eine der Probetafeln verschaffen mußte, wie sie bei den Musterungen zur Prüfung der Augen verwendet werden. Und nun machte Peter Zilias die Erfahrung, daß man an die Erwerbung von etwas Wissenswertem nur sein Herz zu setzen braucht, um es sogleich flüssiger und eingänglicher zu machen und das Gedächtnis mit ihm zu tränken. Was ihm mit den sinnvollsten medizinischen Tabellen nicht gelungen war, gelang ihm mit dieser Tafel der Sinnlosigkeit, auf der große und kleine Buchstaben einzeln und in Gruppen durcheinanderstanden wie der Krähwinkler Landsturm: er brachte sie vollkommen in den Kopf.

So ausgerüstet stand er drei Tage vor der Türe des Bezirkskommandos und wartete vergeblich, daß er dazu käme, sich als Kriegsfreiwilliger anzumelden. Der Andrang war zu groß, und Peter Zilias, dessen schlechten Augen wohl auch vielleicht eine günstige Gelegenheit machmal entging, sich der Türe zu nähern, wagte nicht, seine ungeschlachteten Glieder so blindlings in der Menge zu regen, weil ihm sonst leicht einige zerquetschte Kriegskameraden hätten an den Ellenbogen bleiben können. So entschloß er sich zu einem andern Weg, kletterte abends hinten herum über einige Gartenmauern, tappte sich heimlich ins Haus und schlief die Nacht unter der Kellertreppe bei des Feldwebels Kartoffelsäcken. Am frühen Morgen

schlich er sich ins Musterzimmer, und als die Herren der Kommission kaum ihre Plätze eingenommen hatten, schwoh er wie eine Geistererscheinung hinter dem Ofen hervor. So war er als erster zur Stelle, und da er als untadelig gebautes Stück von einem Ostpreußen befunden wurde, auch die Augenprüfung glänzend bestand, war er als Kriegsfreiwilliger angenommen.

Also war sein Name groß geworden in diesen Tagen und über alle erhöht, die ihn sonst im Seziersaal belächelt hatten. Man feierte ihn in den Kneipen und wand ihm ganze Ketten von schäumenden Blumen.

Und als eines Abends im Thüringer Hof Johannes Fiedler an einem Nachbartische Zeuge einer solchen Ehrung war, sagte jemand mit sehr deutlichem Bezug, daran könnte sich mancher ein Beispiel nehmen, und es komme jetzt keineswegs darauf an, ein Streber zu sein, sondern ein Krieger.

Das Wort fiel gleich einem Hammer gegen die harte Stumpfsinkkruste um Fiedlers inneren Menschen. Sie zersprang wie gebrannter Lehm oder wie der backene Brotteig um den Schinken, und Fiedler sah zu seinem eigenen Verwundern, wie schön gar seine Seele, ihm selbst unbewußt, inzwischen im Feuer der Zeit geworden war.

Johannes Fiedler legte sich mehrere Fragen vor.

Was tat er jetzt in Ferien- und Kriegszeiten eigentlich in Leipzig? Da der nach Mülhausen gemeldete heftige Drang nach Fortsetzung seiner Studien auch über die Ferienmonate nur ein Vorwand gewesen, dieses Vorwandes Hintergrund aber mit Mariannes Abreise gefallen war . . . was tat er noch in Leipzig? War nicht die Unwahrscheinlichkeit des gegenwärtigen Zustandes der eigentliche Ursprung seiner Unruhe und des Gefühles von Entwurzelung?

Darüber kam ein Sonntag heran.

Johannes las an den Straßenecken, daß am Nachmittag im Innern des Völkerschlachtdenkmales zugunsten der Kriegsnotspende eine Musikaufführung stattfinden würde. Aus einem Bedürfnis nach Erhebung, nach Frömmigkeit und Beisammensein mit vielen Menschen schlug er den Weg dahin ein, machte ihn ganz zu Fuß wie einen gebotenen Pilgergang und sah andächtig, wie das riesige steinerne Mal über die Dächer wuchs.

Wundervoll klar in seiner einigen Kraft stand der Bau unter dem strahlenden Sommerhimmel; wie ein einziger Gedanke, wirklich und unwirklich zugleich, wiederholte er sich im Wasserbecken. Oben um das Kuppelrund standen die wachenden Schwertriesen, noch trotzig, seitdem Deutschlands Feinde ringsum die Waffen erhoben hatten.

Viele Menschen zogen die Terrassen empor, wandten sich an dem Schachtrelief und den rätselvollen Treppenköpfen hin die Stiegen hinan. Johannes Fiedler ging unter ihnen und staunte von der Brüstung vor dem Eingang über die sonnenbeglänzte Stadt hin. Von der Turmkuppel der Russenkirche, die dem Gedächtnis einstiger Waffenbrüderschaft geweiht war, funkelte ein tückischer Glanz. Wie ein grelles, bössartiges Geschwür blähte sie sich an dem Antlitz der deutschen Stadt.

Dann trat er tief aufatmend zum erstenmal in das kühle Innere des Baues.

Viele Menschen waren da, standen schwarz und traurig zwischen den ungeheuren Gestalten der Totenwächter, quollen zwischen den Pfeilern hervor, schoben sich an den Wänden der Gruft dahin, und man hatte in diesem erdrückenden, urweltlichen Traum wirklich die Vorstellung, als seien die Lebenden bei den Toten zu Besuch.

Johannes Fiedler nahm seinen Platz an einem der steinernen Gruftwächter. Er lehnte sich an den granitnen Körper, dem er bis zum Knie reichte, und fühlte die Kälte der Glieder.

Bald darauf verstummte auch das letzte, leise Flüstern der Menschen, und Gesang begann. Von ganz hoch oben kam er her, die Worte eines Psalmes sanken stark, wie auf breiten Schwingen von der schmalen Galerie herab, die unter der Kuppel hinlief.

Fiedlers Blicke wurden zur Höhe gezogen, und er sah zunächst die Brüstung, mit der sich der Hauptraum gegen die Gruft abschließt, und sah auch diesen Raum von unzähligen Menschen besetzt, die still und ernst unter den schwebenden Schauern der Musik standen. Hinter all diesen lauschenden, ergriffenen Gesichtern aber sah er eine der vier Riesengestalten, die dem Hauptraum seine Bedeutung geben, die Gestalt einer Mutter, die zwei Kinder an die Brust drückt. Es waren Glieder wie tausendjährige Baumstämme, ein Gigantenantlitz von unerschütterlicher Hoheit, eine breite Mütterlichkeit, die das Gebären und Ernähren ungezählter Geschlechter zu verheißen schien.

Mochte hier unten im Gruftraum auch die Trauer um die Gefallenen wohnen, die Angst vor den Masken des Schicksals, dort oben hatte die Urgewalt der Erde, die Mütterlichkeit der deutschen Scholle selbst Gestalt angenommen und verhielt unaufhörliche Erneuerung, dahinströmendes Leben des Volkes.

Und mit dem nächsten Lied, dem niederländischen Dankgebet: „Wir treten mit Beten vor Gott den Gerechten“, wurde Johannes Fiedlers Blick noch höher gezogen. Er sah die Sänger auf der schmalen Galerie und sah, wie sich über ihnen die Kuppel erhob mit dem Gewimmel ihrer Reitergestalten, diesen Bändern von Reitern, die in Gegenbewegung dahinzogen, ein Ring über dem andern, unzählige Heerscharen von Pferden und Menschen. Die Kuppel wich im ungewissen Dämmern des sinkenden Abends immer weiter in den Raum, und dieses ganze verschwimmende steingraue Weltenrund war angefüllt von waffenklirrenden Massen, die einander dröhnend zuriefen und dumpf über die Länder stampten, voll Zuversicht, voll Vertrauen auf Gott und den großen Sieg der Gerechtigkeit. Ein unwiderstehlicher Zug war es, der Strom einer unversiegblichen Begeisterung und war ein Sinn, der diesen ganzen Raum von der Gruftplatte bis zum Schlußstein der Kuppel belebte. Was hier im Steine Gestalt und Form gewonnen hatte, und was in den mächtigen Tongruppen klang, war ein einziges: Ehrfurcht vor den Rätseln des Seins, Zuversicht in die Kraft des Lebens und der unerschütterliche Entschluß, zu reiten, reiten, reiten, bis der Sieg gewonnen war.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Silvesterständchen in St. Souplet 1914. Nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Felix Schwormstadt.

Im Innersten erbebend, erlebte Johannes Fiedler diesen erhabenen Sinn und war selbst wie ein ragender Bau und wie eine Flut von Tönen. Wir wollen reiten, reiten, reiten . . . klang es in ihm, bis der Sieg unser ist!

Ein feines Gewebe von Tönen spann sich nun durch den Raum. Eine Violine sang ein überirdisches Largo von Bach, Trost, Verheißung und Fülle des Lebens. Und wie sich Johannes fester gegen den stummen Wächter lehnte, da fühlte er, wie durch die ungeheueren Glieder Leben rann. Pulste nicht Blut in diesem Stein, zuckten nicht Nerven und Muskelfasern in ihm? Hatte der Riese aus dem in seine Poren strömenden Wünschen und Beten von Tausenden von Menschen Odem und Bewegung empfangen? Fast erschrocken schaute Johannes auf und gerade in das auf die Brust gesunkene stumme Gesicht, und da sah er an den zusammengezogenen Brauen, an den Augen und Lippen, daß der Riese ganz nach innen gekehrt, seine Seele, die Seele des Steines, an die wunderbare Silberflut der Musik lauschend dahingegeben hatte. —

Am nächsten Morgen fuhr Johannes nach Mülhausen.

Es wurde ihm nicht schwer, seine Mutter davon zu überzeugen, daß er als Freiwilliger für das Vaterland kämpfen müsse. Schwerer ward es ihm, Herrn Brosam mitzuteilen, was er zu tun beabsichtige, aber da der gute Mensch sich seiner angenommen hatte, war es jetzt an Johannes, ihm mit seinem besten Dank für alle Wohltat über die nächste Zukunft Bescheid zu sagen.

Johannes hatte nicht gehaut, daß Herr Brosam über diese Nachricht so ganz ins Berserkerhafte geraten werde. Aber aller Zündstoff der letzten Tage war minenmäßig in Brosam angehäuft, und gerade Fiedler war es vorbehalten, die ganze Ladung zum Springen zu bringen.

Vor dem Gesicht des Studenten schoß der kleine Mann aus seinem Stuhl heraus wie der Teufel aus einer Zauberkiste.

Was, gegen Frankreich wolle er kämpfen, und damit wage er ihm vor die Augen zu treten? Schlimm genug, wenn er zum Militärdienst verpflichtet und gezwungen wäre, die Waffen zu ergreifen. Das müßte man hinnehmen, weil man es nicht ändern kann. Aber daß er, als ein nicht Berufener, hingehe, um freiwillig gegen Frankreich zu kämpfen, das sei ein Verbrechen gegen die Zivilisation.

Seltsam, wie kühl es Johannes aus dem aufgeregten Gefuchtel seines Wohltäters entgegenwehte. Es geschah etwas, was er nie und nimmer als in der Welt der Möglichkeiten gelegen sich hätte vorstellen können, daß er nämlich wie von einem höheren Punkte auf den Herrn Brosam herabsah. „Das Vaterland ist in Gefahr,“ sagte er gelassen, „ich halte es für meine Pflicht, ihm meine Kraft und mein Leben zu weihen.“

„So, so“, schnaufte der dicke, kleine Mann und zerrte an der Weste, als wolle er sie vom Leibe reißen. „Vaterland? Das wahre Vaterland eines Menschen von Kultur, das Vaterland aller Künste und Wissenschaften ist Frankreich, gegen das Sie kämpfen wollen. Und überdies vergessen Sie, was Sie mir schuldig sind. Sie wissen, daß mein Herz, jawohl, mein Herz für Frankreich klopf! . . . daß Sie mir ins Gesicht schlagen, wenn Sie Frankreich beleidigen . . .“

Noch höher wuchs Johannes' studentische Schlankheit über den kleinen Spring- und Sprühteufel. Wenn es so stünde, dann müßte er freilich auf den Empfang weiterer Wohltaten verzichten und die empfangenen als drückende Schuld empfinden. Denn es ginge doch nicht an, daß er sein Vaterland gegen einen Monatswechsel verkaufe und verrate. So verzichte er denn . . .

Ja, das müsse er wohl, das müsse er unter diesen Umständen, schrie Herr Brosam. Er hielt inne, etwas schien ihm rasch durch den Sinn zu gehen und wieder zu verfliegen. Und sogleich fuhr er noch wütender fort: es sei aus zwischen ihnen, ein für allemal, und er wünsche, einen Menschen nicht mehr zu sehen, der sich, der ihm . . .

Johannes Fiedler wartete die Entwirrung der Redeverschlingung nicht ab, verneigte sich und ging. So endete sein erstes Gefecht fürs Vaterland.

Und auf der kleinen Walsstatt blieb ein verwüsteter Tempel zurück, ein zerstörtes Heiligtum, in dem die göttliche Gestalt der Medizin von ihrem Sockel gestürzt und zertrümmert war. Aber kein Gedanke des Bedauerns ging zu der traurigen Stätte zurück, denn vor Johannes war ein lorbeerumwundenes Rosenrot von Freiheit und Glück der Einheit in sich selbst und mit den Heeren der Brüder.

Wir wollen reiten, reiten, reiten, sang es in ihm, bis der Sieg unser ist.

Neuntes Kapitel.

Über die Pässe des Vogesenwaldes wimmelte es rot und blau. Flieger surrten voraus, weit ins deutsche Land hinein, warfen Bomben auf Bahnhöfe und Brücken, spähten nach deutschen Truppen und hinterließen im Weiterschattern wie die symphalidischen Vögel ein Gewölk von Pfeilen, die durch die furchtbare Wucht des Falles allein den härtesten bayrischen Schädel durchbohrten wie weiche Pappe.

Aus der breiten Lücke von Belfort quoll es ins Elsaß, Reiter, Geschütze und Fußgänger, so viel sich durch die Pforte zwischen Rhone und Rhein nur durchdrängen konnten.

Als der liebe Gott bei der Erschaffung der Erde eben dabei gewesen war, an dem Antlitz dieser Gegend zu basteln, hatte er sich nach einigem Vorausdenken in die Jahrhunderttausende hinein dazu entschlossen, ein hübsches Waldgebirge von der Saar bis zur künftigen Schweizer Grenze zu ziehen. Es schien ihm immerhin geraten, hier einen ordentlichen Wall aufzustellen, damit die beiden feindlichen Völker, die einmal diesseits und jenseits des Wasgenwaldes sitzen würden, einander nicht so unmittelbar in die Töpfe sähen und doch einigermaßen daran gehindert wären, einander zu überfallen und aufzufressen. Als aber der himmlische Landgestalter bei seiner Arbeit von Norden nach Süden schon nahe zur Schweizer Grenze gekommen war, da fehlte ihm gerade noch eine Handvoll Weltenlehm. Der lag dahinten in einer Grube bei alten Ewigkeiten, verrosteten Sphären, ausgebrannten

Sonnensystemen, abgelaufenen Zeiten und anderem Kram, die nur durch den Anhauch Gottes wieder zu blitzblanken Neuschöpfungen werden konnten. Und als der Herrgott, seinen blauen Mantel mit der Linken zusammenraffend und in der Rechten seinen tüchtigen Klumpen Weltenlehm, wieder an die Arbeit ging, da kam ihm das kleine, naseweise Englein in den Weg, aus dem später der heilige Ludwig von Frankreich werden sollte. Nun war dieses Englein in Anbetracht seiner künftigen Berufung ein recht verwöhnter Himmelsfratz, dem wie allen verzogenen Erdenkindern vor allen Dingen, die ihm gefielen, nichts näher lag als das begehrlche: „Mir auch.“ Als das nackte Flügelenglein in der Hand Gottvaters den glitzernden, von künftigen Sonnen duftenden Weltenlehm erblickte, da wollte es wissen, was das sei. Gütig gab ihm der Herrgott Auskunft. Aber kaum hatte das begehrlche Englein erfahren, daß aus diesem glitzernden Klumpen, der kaum das Wachsen verhalten konnte, ein Waldgebirge zu machen sei, da begann es zu trampeln und zu greinen. Gott wolle das schöne Stück Welt an die Grenze setzen, damit auch die Deutchen einmal ihren Anteil daran haben sollten; aber es wolle in seinem künftigen Reich so ein schönes Waldgebirge für sich allein haben. Und wenn es dieses Waldgebirge nicht haben könne, so verzichte es überhaupt auf Frankreich, und es falle ihm nicht ein, heilig zu werden. Da mußte der liebe Gott lächeln, weil doch selbst so ein Flügelfratz glaube, den Weltenlauf nach seinem Willen lenken zu können, aber in seiner unendlichen Güte erfüllte er den Wunsch des unbegründigen Strampfers, setzte ihm den Klumpen Weltenlehm in den Norden seines künftigen Reiches und machte daraus das Waldgebirge der Ardennen.

Da er aber gleich darauf vom Erzengel Gabriel in die Gegend des Orionnebels abgerufen wurde, wo zwei Sterne hart aneinandergekommen waren, vergaß er ganz, daß auf dem Stern Erde eine Arbeit unvollendet gelassen war, und so hatte es dabei sein Bewenden, daß zwischen den Vogesen und dem Schweizerland eine breite Türe offen blieb.

Und es war, als ob von Gottes unendlicher Langmut an dieser Stelle genug für alle Zukunft zurückgeblieben wäre. Selbst Bismarck, der sonst so manches zurechrückte, was in der Welt danebengeraten schien, versäumte es, bei allerschönster Gelegenheit, diese Pforte zu verriegeln. Er hätte freilich nicht mehr den Argonnenwald in das Loch stopfen, aber er hätte die Hand auf Belfort legen und sagen können: „Diese Kanonen strecken ihre Mäuler von heut an nicht mehr gegen Osten, sondern gegen Westen.“

Das war versäumt, und so spie die Festung Regiment auf Regiment in das Elsaß. Sie zogen bequem durch die breite Lücke, und die dünnen deutschen Ketten konnten ihnen so wenig wehren wie der Bindfaden dem Fleischerhund.

Es gab viele, die in Verückung fielen vor den roten Hosen und das glaubten, was in den Dörfern mit Zauberschnelligkeit an die Wände angeschlagen war: daß die glorreiche französische Armee gekommen sei, um die Freiheit zu bringen, die deutsche Tyrannei zu brechen und die Herzen von jahrzehntelangem Drucke zu erlösen. Und damit das alles um so eher erfaßt und eingesogen werde, hatten die französischen Heere einen ganzen großen Volksbeglückungs- und Überzeugungsapparat mit: Wagenladungen voll der allerneuesten Lehrbücher der Geographie, in denen Elsaß und Lothringen schon wieder zu Frankreich geschlagen waren, und Atlanten, in denen in der allerbuntesten Buntheit der Landkarten dasselbe bewiesen war.

So zogen sie glorreich durch das Land, und wer ein richtiger Patriot war, der kam ihnen mit einem ausgerissenen deutschen Grenzpfahl oder dem von einem öffentlichen Gebäude herabgeholten Adler entgegen, oder er schlug zum mindesten einen deutschen Briefkasten ein.

Wie sehr die Deutschen durch diese Erfolge betroffen waren, erwies sich daran, daß sie die Freude durch das unsinnige Geräusch zu stören suchten, sie hätten Lüttich eingenommen.

Als sie in Mülhausen einrückten, da sah man an der Seite des Zivilkommissärs, der den Truppen folgte, einen guten alten Bekannten.

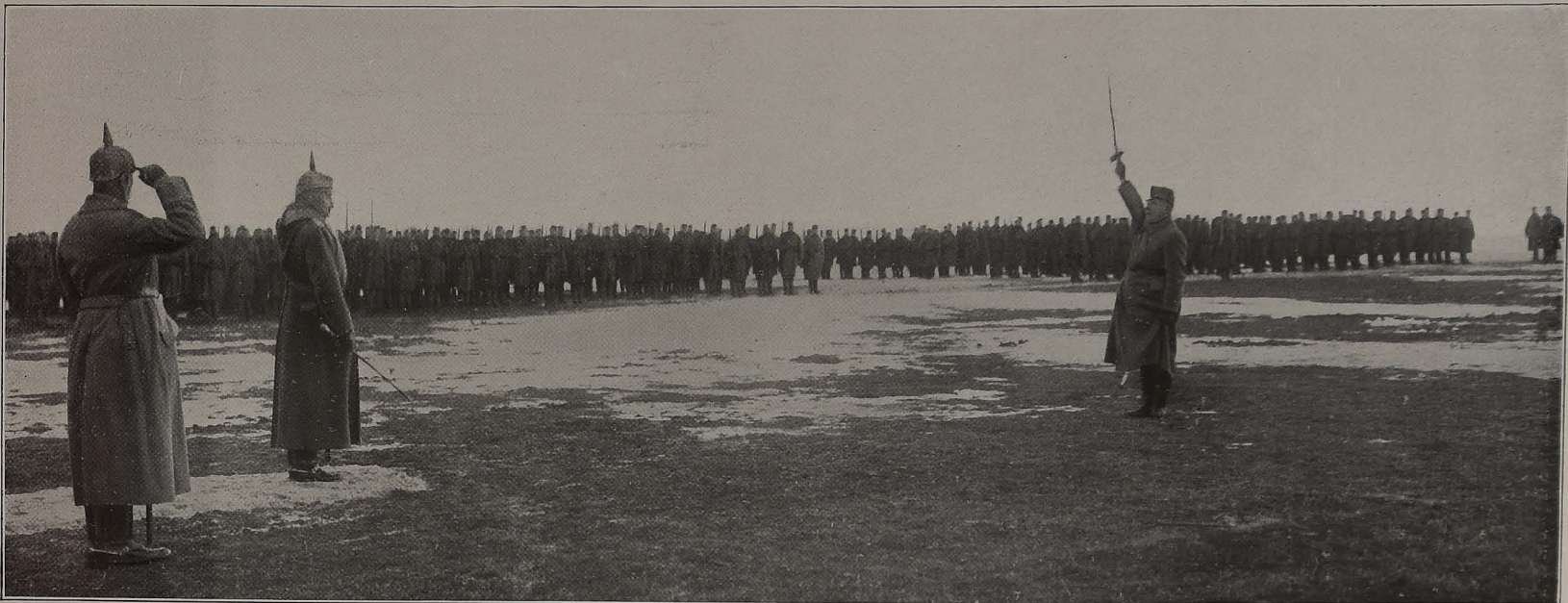
Monsieur Jean Baptiste Götterle saß neben Herrn Anatole Milliere im Wagen, und sein ganzes Gesicht war ein Triumphgeleuchte, in dem freilich für die, denen kein gut patriotisches Herz im Busen schlug, auch das Wettergewölk nicht fehlte. Und daß er recht wie ein Sieger in eine eroberte Stadt eingezogen war, erwies sich an den Verhaftsbefehlen, die gleich in den ersten Stunden nach seiner Ankunft ausgingen und alle ihm jemals mißliebig Gewesenen betrafen.

Herr Kohlmeis war unter den Ersten, die festgesetzt wurden, und an seinem Wege auf das Rathaus stand André Mützle, schrie: „Vive la France“ und hätte ihm gern das Eiserne Kreuz von der Brust gerissen, wenn ihn nicht der Piou-Piou zur Rechten des Verhafteten durch einen Kolbenstoß daran gehindert hätte.

Über diese Verhaftung geriet Herr Brosam aus der freudigsten Erregung in die peinlichste Verlegenheit und machte sich sogleich auf, um den alten Herrn durch seine Fürsprache zu befreien. Aber er mußte erfahren, daß in so stürmischen Zeiten, in denen jahrzehntelange Tyrannei zu vergelten war, auch das Wort eines guten Patrioten nicht allvermögend sei. Man entließ ihn mit dunkeln Andeutungen von verbrecherischen Umtrieben des alten Kohlmeis und dem Hinweis auf verwickelte Staats- und militärische Notwendigkeiten, die den Verbleib in Gefangenschaft begründeten.

Auch Jean Baptiste Götterle, der zu Besuch kam, zuckte die Achseln, als ihn Brosam um Vermittlung anging. Man dürfe den Gang der Gerechtigkeit nicht beeinflussen wollen, meinte er und machte dabei ein Gesicht, als sei er der Gerechtigkeit erste Hand und vertrautester Kammerdiener, der alle ihre Geheimnisse kenne. Und dann wandte er sich wieder Madeleine zu, mit einem durch den jüngsten Aufenthalt in Paris neubelebten Reichtum an Geist und Galanterie. Aber er fand damit wenig Anerkennung bei dem Mädchen; ihr Zuhören war nicht viel anders, als summe vor ihr ein Windmotor, und wenn sich Jean Baptiste Götterle von ihr eine Art Andromeda oder irgendeine andere von einem Ungetüm befreite Jungfrau erwartet hatte, so sah er sich durch ihr keineswegs verzücktes Wesen grimmig enttäuscht.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)



Ein österreichischer Divisionskommandeur bringt ein Hoch auf den Deutschen Kaiser aus.

Kaiserparade an der Strypa.

Von Otto Schabbel.

Langlang hatten wir dichten Schneefall und sibirische Kälte gehabt. Dann gab es Tauwetter und den berühmten galizischen Dred. Heute nacht aber hatte es leicht gefroren, und der Boden war hart und glatt, der Himmel blaß, aber klar.

Der Blut fließt in die Weite. Das ganze hügelige Land, soweit das Auge es überblickt, braune Ackertraite. Hier und da hat der Schnee noch seine Reste zurückgelassen. In den turglichen Sonnenstrahlen des frühen Morgens blinten sie auf. Wie ein Lied in Moll ist diese Landschaft; mit einer stummen Sehnsucht, die ergreifend wirkt. In unserem Gefühl werden starke Noten angeschlagen. Denn schweres Leid hat auf diesem Boden gelegen. Es ist, als feufte die Landschaft noch darunter. Die Russen sind hier durchgezogen — und sind hier geschlagen worden. Viel tapferes deutsches Blut liegt hier in diesem Boden ringsum. Welche herrliche Saat muß einst hier aufgehen, wenn der Feind abgeschüttelt ist!

Deutsches Blut? Waren es nicht alle bundesgenössischen Stämme



Parade deutscher Truppen vor dem Kaiser.



Der Kaiser überreicht einem österreichischen Rittmeister der Windischgräfer Dragoner das Eiserne Kreuz.



Der Kaiser schreitet die Front der österreichisch-ungarischen Truppen ab. Links hinter dem Kaiser General Graf v. Balthmer, der Oberbefehlshaber der Kaiserlich Deutschen Südmarm.

Vom Besuch des Deutschen Kaisers bei den Truppen an der Strypa in Ostgalizien. (Phot. W. Braemer.)

zusammen, die durcheinander, ineinander hier fodten, bluteten, liegten? Sie verstanden ihre Sprachen untereinander nicht, die Deutschen und die Österreicher, die Ungarn und die Bosnien; aber etwas war ihnen allen eins, etwas jauchte in ihnen allen: der Wille zum Sieg. Und diese Brüderlichkeit, von vielem Blut befelegt, machte sie stark und schenkte ihnen den Sieg.

Und heute winkt ihnen ein töstlicher Lohn für alle harten Opfer, die sie hier auf galizischem Boden dem gemeinsamen Vaterlande dargebracht haben: der Kaiser kommt! Der Kaiser kommt zu ihnen, die ihr Bestes gaben auf diesem Boden.

Dunkle Menschenmauern, stehen sie da in offenem Bied. Die blauen Bajonettspitzen funkeln über ihnen. Wie zärtlich gepflegt diese treuen Güter in manch hartem Strauß! Man muß denken: welche Kraft, welcher Schneid fließt in diesen Menschen! Ein heißer Dant quillt einem ins Herz.

Sie kamen aus Schnee, Kälte, galizischem Dred, sind herausgezogen aus den Schützengräben, soweit es die Vorfront vor dem nahen Feind erlaubt, und nun stehen sie da, und nichts verrät dem oberflächlichen Auge, daß heiße Stunden hinter ihnen liegen: bis Menschen und Uniformen und Waffen blühen und

blinkten, und die im Schlingengraben steif gewordenen Beine wieder gelenkig wurden zum alten preußischen Parade-marsch. Bärtige Gesichter neben jungem Blut, Kriegsfreiwilligen! und jungem Erbsatz: auf allen strahlte es hell von freudiger Erwartung. Wohl in jedes Antlitz hat der Krieg seine Spuren eingepreßt; kein einziger blieb unberührt davon — aber heute ist in allen eine stille Festfreudigkeit.

Autosignale, scharfe Kommandos, ein Rudel stramm und unbeweglich stehender Bataillone da und sehen ihrem Kaiser ins Gesicht. Er schreitet die Front ab, und sein Auge ruht auf jedem einzelnen ins Auge, und dem ist, als sähe er ihn ins Herz. Die Mütze schweigt, der klingende Marsch verstummt; nur ein dunkles, tiefes Rollen ist vernnehmbar: die Stimme des Krieges tönt aus ehernen Mäulern herüber, es ist, als böten deutsche und russische Artillerie dem Kaiser ihren Gruß.

Der Kaiser sagt den Soldaten seinen Dank, und feierlich klingen die Worte in die Runde. Sie dringen ins Herz, man merkt es den Leuten an. Und er sagt ihnen, was unser aller Wunsch und Ziel ist: sagt ihnen, daß wir nicht eher aufhören dürfen, „als bis sie genug haben“.

Tausend Gedanken fliegen zum Vaterland, heiße Wünsche, aufschüttende Befehle steigen zum blauen Regenbogenhimmel. Es ist wie ein stummer, feierlicher Gottesdienst.

Dann werden die herangerufen, die vor den Kaiser unmittelbar treten dürfen. Eine lange Reihe. Jeder einzelne sagt Name, Regiment, Kompanie, und „ausgezeichnet beim Gefecht bei...“ oder „auf Patrouillengängen“. So läßt sich der Kaiser von jedem berichten, unterbricht diesen oder jenen mit einer Frage, mit einem Scherz, und dann eine kurze, bedeutungsvolle Handbewegung. „Danke gehoramt, Euer Majestät!“ Glücklich Augen strahlen den ersten Kaiser an, und die Hände umklammern ein blaues Päckchen. Was das birgt, weiß jeder. Es ist ein Schatz für sein Leben.

Immer grollt Kanonendonner. Aber freudige, begeisterte Wünsche überbieten ihn. Aus der Luft kommt das bekannte Surren. Besorgte Blicke spähen zum Himmel. Sollten die Russen wissen, sollten sie wagen? denkt mancher. Aber da sind schon die Kreuze an dem leuchtenden Vogel sichtbar. Er senkt sich und landet. Ein Auto bringt den Flieger zum Kaiser. Er erstattet Meldung, zeigt auf der Karte sein Flugweg, teilt seine Beobachtungen mit: er kommt vom Feinde. Der Kaiser hört genau zu und fragt viel. Der Flieger Mothes — sonst Rechtsanwalt in Leipzig, wohlbekannt als Sachverständiger in Autoken- und Verlagsachen — darf stolz sein: der Kaiser selbst hat ihm das Eisenerz Kreuz erster Klasse überreicht.

Der Kaiser fährt weiter. Er besucht nicht nur alle seine Truppenteile. Auch die will er sehen, die im Verein mit ihnen kämpften. Den Bosniaten, den Ungarn, den Österreichern — allen sagt er selbst seinen Dank. Er bringt ihnen die Grüße Kaiser Franz Josephs und hat auch für die Tapfersten dieser Tapferen nicht nur herzliche Worte der Anerkennung. In manche braune Hand drückt er ein Schächtelchen, und mit strahlenden Augen zeigen sie sich das kaiserliche Geschenk, eine Medaille am schwarzweißen Bande. Danken können sie nicht mit den Lauten ihrer unverständlichen Sprache. Aber in ihren Augen kann man lesen: ihren Dank, ihr Glück, ihren Mut!

Hier an der Strupa steht der Deutsche Kaiser zum erstenmal auf heiß erregtem Boden. Die Schlachten bei Strypa, am Dniepr-Übergang, die Kämpfe an der Glota-Kipa und Strupa — es sind nie vergängliche Merkmale deutscher Führung und deutschen Mutes. Der kaiserliche Dank gerade an dieser Stelle ist allen wie ein Sinnbild — und jeder einzelne, ob Deutscher oder Österreicher, ob Ungar oder sonst was, nimmt einen heißen Glutstrahl mit sich in den winterlichen Schlingengraben. Denn er weiß: wir alle sind eins; wir frieren und wachen und warten hier — für ein gemeinsames Ziel!



Vom Besuch des Feldmarschalls Erzherzog Friedrich bei der deutschen Südmaree: Erzherzog Friedrich schreitet die Front österreichisch-ungarischer Truppen ab. (Phot. W. Braemer.)

Kriegschronik.

14. Dezember 1915. (Fortsetzung von der 2. Umschlagseite.) Südlich von Plewle erstickten die österreichisch-ungarischen Truppen die montenegrinischen Stellungen auf der

auch die montenegrinischen Stellungen südlich der Brana Gora in ganzer Breite genommen. Eine Kolonne drang in der Verfolgung bis an die Taraschlucht vor und sprengte bei Glibaht ein feindliches Bataillon. Andere Truppen kamen bis Grab. Auf den Höhen unmittelbar östlich von Berane stehen neben den t. u. l. Abteilungen auch Moslems und Albaner gegen die Montenegriner im Kampf.

16. Dezember 1915.

Bei Baillj wurden zwei kleine Postierungen auf dem Südufer der Wisne nachts von den Franzosen überfallen.

Leutnant Himmelmann brachte gestern über Balencienmes das siebente feindliche Flugzeug, einen englischen Eindecker, im Luftkampf zum Absturz.

Russische Abteilungen, die nördlich des Dnypr-Sees bis in unsere Stellung vorgedrungen waren, wurden durch Gegenangriff zurückgeworfen. In der Gegend der Beresinamündung brach ein Vorstoß des Feindes im Feuer unserer Infanterie zusammen.

Im Gebiete des Korminbaches wies die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand einen russischen Vorstoß ab.

Im Kilitzer-Boden bemächtigten sich österreichisch-ungarische Truppen durch Überfall einer italienischen Vorstellung.

Die t. u. l. Truppen warfen gestern die Montenegriner auch südöstlich von Glibaht in die Taraschlucht hinab.

Andere österreichisch-ungarische Kolonnen gewannen unter heftigen Kämpfen die Höhen unmittelbar nördlich von Bijelopolje und das Gelände halben Weges zwischen Rozaj und Berane.

Westlich von Spet hat der Gegner den Rückzug gegen Plaw und Gufinje angetreten. Die Zahl der Gefangenen erhöhte sich auf 900 Mann.

17. Dezember 1915.

Südöstlich von Armentières stieß gestern vor Helwerden eine kleine englische Abteilung überraschend bis in einen unserer Gräben vor und zog sich in unserem Feuer wieder zurück. Weiter südlich wurde ein gleicher Versuch durch unser Feuer verhindert.

Russische Angriffe zwischen Narozj und Mladziol-See brachen nachts und am frühen Morgen unter erheblichen Verlusten für den Feind vor unserer Stellung zusammen. 120 Mann blieben gefangen in unserer Hand.

In der kälteländischen Front haben die Italiener ihre großen Angriffe, die nach verhältnismäßig kurzer Pause am 11. November von neuem einsetzten, bis Ende des Monats andauerten und noch in der ersten Dezemberwoche an einzelnen Stellen hartnäckig fortgeführt wurden, bisher nicht wieder aufgenommen. Diese Kämpfe können daher als vierte Frontschlacht zusammengefaßt werden. Mehr noch als in den früheren Schlachten galten diesmal die Anstrengungen des Feindes der Eroberung von Görz. In dem vierten Waffengang im Kältelände verlor das italienische Heer nach sicheren Feststellungen 70 000 Mann an Toten und Verwundeten.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Eine deutsche Bagagekolonne bei Überwindung der Wegeschwierigkeiten in Rußland.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ von dem im Osten zugelassenen Kriegsmaler Reinhard Pfachler von Döhringen.



Der Held von Lüttich, General der Infanterie Otto v. Emmich, † am 22. Dezember in seinem Heim zu Hannover.

Aus dem Beldetelegramm des Kaisers an die Witwe: „Ich bin tief ergötzt durch die Nachricht von dem Hinscheiden Ihres Gemahls. Es ist uns dadurch ein Offizier entzogen, den ich als einen vorbildlichen Mann und Hingabe als Soldaten und als Menschen hoch schätzte. Wenn die Geschichte die schönsten Ruhmeszeiten dieses Krieges schildern wird — Lüttich, St. Quentin, Gallien, Polen —, so wird sein Name mit an erster Stelle stehen.“

Nach der letzten, bisher noch unveröffentlichten Aufnahme des verdienten Seerführers von M. Seemake.

Yuan Shik'ai. Von Geh. Admiralitätsrat Dr. Schramm.

Die Unterbrechung des Jahrtausende alten Kaiserthums der chinesischen Geschichte durch die republikanische Regierungsform ist nach kurzer Dauer zu Ende. Damit, daß der bisherige Präsident Yuan Shik'ai die Kaiserwürde angenommen hat, tritt eine neue Dynastie das Erbe der entthronten Mandchus an. Wenn der weltgeschichtliche Vorgang sich scheinbar ruhig und ohne störende Verwicklungen vollziehen konnte, so ist dies neben der Klugheit des Herrschers vor allem den Wirkungen des europäischen Krieges zuzuschreiben. Europa und Amerika müssen sich mit der Rolle eines Zuschauers bescheiden, wo sie bisher als Akteure hervorgetreten pflegten. Für das innerpolitische Leben Chinas hat der Systemwechsel nur geringe Bedeutung, denn die alte Dynastie war endgültig mit dem Augenblick ihrer Abdankung abgetan, und Yuan, das neu-erwählte Oberhaupt des Volkes, führte die Regierung als ein Kaiser, ein Fürst, ein Napoleon eher denn als überzeugter Anhänger der Demokratie. Die wenigen Jahre seiner Präsidentschaft haben genügt, mit den Auswüchsen einer gewissenlosen und fanatischen Heg- und Umwälzerei gründlich aufzuräumen, die eine Zeitlang den nationalen Bestand zu vernichten drohten.

Nur einer ganz außergewöhnlichen Persönlichkeit konnte dieser Aufstieg zu schwindelnder Höhe gelingen. Nicht als Feldherr an der Spitze eines siegreichen Heeres legte Yuan die kaiserlichen Abzeichen an, die ihn zum unbefchränkten Herrn über ein Land von der Größe eines Erdteils und mit einer Bevölkerung von einem Viertel der gesamten Menschheit machen, sondern als genialer Staatsmann, dessen kraftvollem Willen und vorausschauender Berechnung sich keiner zu widersetzen vermochte. Wenn auch seine Abstammung von einer der vornehmsten Beamtenfamilien — er wurde 1859 in einer Stadt Honans als Sohn des Generalgouverneurs der Provinzen Yunnan und Kuentschau geboren — seinen Eintritt in das öffentliche Leben erleichterte, so sind ihm doch schwere Kämpfe um seine Selbstbehauptung nicht erspart geblieben: nicht immer war es der gerade Weg, der seinen Ehrgeiz zum Ziele führte.

Als Schützling Li Hongzhangs, des allmächtigen Generalgouverneurs der Provinz Tschili, begann er seine Laufbahn, die ihn zunächst (1882) nach Korea brachte. Beim Ausbruch des Japanisch-Chinesischen Krieges im Jahre 1894 war er genötigt zu fliehen; er erhielt den Auftrag zur Ausbildung einer Brigade nach europäischem Muster in Tientsin. Deutsche Instruktoren standen ihm zur Seite; er behandelte und befolgte seine Truppen auskömmlich und wußte ihnen ein gewisses Standesgefühl einzuprägen; die Erkenntnis von dem Werte einer gut disziplinierten, zuverlässigen und gefügigen Truppe für einen Staatsmann ging Yuan hier auf.

Indes bahnte den beispiellosen glänzenden Aufstieg des Mannes erst der kluge Opportunismus an, der ihn während der kritischen Septembertage des Reichstages im Jahre 1898 vom jungen Kaiser abswenden ließ. Über den Anteil, den er an der Verhinderung nahm, gibt es mehrere widersprechende Berichte; die Hauptsache scheint jedoch festzustehen. Yuan, den die Reformen in der Umgebung des jungen Kaisers als ihren Parteigenossen anjahen, und den der reformliebende Kaiser selbst ins Vertrauen eingeweiht hatte, entschloß sich im entscheidenden Augenblicke, den kaiserlichen Plan, nach dem die alte Regentin und der Oberkommandierende der chinesischen Armee Junglu beseitigt werden sollten, zu verraten und sich auf die Seite der Kaiserin zu stellen. Menschlich gesprochen, wird dieser Verrat stets ein dunkler Punkt im Leben Yuans bleiben; für einen Staatsmann aber, der wußte, was er wollte und niemals etwas anderes als Verständiges und Nützliches für sein Land gewollt hat, gab es kaum eine andere Wahl. Damals galt es, das Reich vor einer unheilvollen Katastrophe zu bewahren, und dafür blieb nichts übrig als Verrat. Wer den jungen Kaiser im Leben zu beobachtenden Gelegenheit gehabt hat, wird sich nicht von der Überzeugung abbringen lassen, daß dieser kein Verständnis für Fragen, die eine plötzliche Umwälzung der Verfassung bedingten, besaß und niemals imstande war, eine bestimmte Politik durchzuführen. Sollte Yuan damals dem Kaiser offen erklären, daß er als verantwortlicher Staatsmann den Befehl nicht ausführen, sondern ihn der Kaiserin-Regentin mitteilen werde? Die Folge wäre die Beseitigung Yuans gewesen, während der Kaiser leicht Leute gefunden hätte, die ihm mehr zu Willen gewesen wären. So nahm Yuan die Dinge, wie sie waren; sein rechtzeitiges Eingreifen rettete China vor namenlosem Unglück.

Dem Retter hat die dankbare Herrin in der Folge niemals ihr Vertrauen entzogen, soviel Versuche auch unternommen wurden, es zu erschüttern. Zur Zeit der Boxerwirren im Jahre 1900 wurde Yuan Gouverneur der Provinz Schantung. Hatte sein Auftrag ursprünglich dahin gelautet, die Fremden aus der Provinz zu verjagen, so überzeugte er sich aus dem Gang der Ereignisse im Norden bald von der Unsichtbarkeit des planlos begonnenen und geleiteten Aufstandes. Statt seinen Auftrag auszuführen, schwante er um und ging nach Verhandlungen mit dem damaligen Gouverneur von Kuentschau, Kapitan von See Tsching, an dessen Trakt und Veronnenheit die Unberechenbarkeit des lauernden Nachbarn die höchsten Anforderungen stellte, an die diplomatische Unterdrückung der Bewegung; er vermochte sogar die Generalgouverneure in Kanton, Peking und Kanton zu bewegen, seinem Beispiel zu folgen. So gelang es, den Aufstand auf die Provinz Tschili und deren unmittelbare Nachbarschaft zu begrenzen und in seinen unheilvollen Wirkungen auf ein Mindestmaß zu beschränken. Seine christliche Haltung vor der charakteristischsten Politik des deutschen Gouverneurs bewies Yuan durch weitestens Gegenkommen; auf seinen Wunsch entfernte er störrische Beamte; er versorgte eine katholische Missionsstation, deren Inhaber geblieben war, um christliche Chinesen dem Untergange nicht preiszugeben, mit Gewehren gegen die geflohenen Banden; er vereinbarte mit der Eisenbahndirektion ein Regulativ und kam seiner Verpflichtung zur Sicherung der Arbeiten innerhalb der Provinz Schantung aufs gewissenhafteste nach.

Nach Beendigung der Boxerunruhen wurde Yuan Shik'ai als Generalgouverneur nach Tschili berufen. Hier offenbarte sich seine einzigartige staatsmännische Begabung auf glänzendste Weise; er wurde der vornehmste Träger der reformatorischen Maßregeln, die den Neubau Chinas zu einem modernen Staate bezweckten. Verbesserung des Schulwesens, Zentralisierung der Verwaltung, Kontrolle der Finanzen, militärische Ausrüstung, Verstaatlichung des Telegraphenverkehrs waren einige der Punkte, denen er seine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Schon damals suchte er als Gegengewicht gegen die Einmischung gewisser europäischer Mächte einen Rückhalt in Japan zu gewinnen. Mit einer fast unglaublichen Arbeitskraft und Energie leistete er, wo immer er zugriff,

Hervorragendes und zeichnete sich als Diplomat, Organisator und General in gleicher Weise aus. Wie ein König liebte er es aufzutreten und Feste von in China ungewöhnlichem Glanze zu geben. Die jährlichen Einladungen zur Geburtsstagsfeier des Schattenkaisers, wo er die ganze europäische Gesellschaft von Tientsin und die chinesische Beamten-schaft der Provinz um sich versammelte, gemahnten an einen Traum aus Tausendundeiner Nacht. Trat man dem Manne persönlich gegenüber, so war man zuerst enttäuscht. Das breite Gesicht mit dem hervortretenden Barten und dem dichten Schnurrbart machte einen recht gewöhnlichen, fast abstoßenden Eindruck. Bald entdeckte man, besonders wenn Yuan sprach, in seinen Zügen große Klugheit, vermischt mit Verschlagenheit; aus seinen lebhaften Augen leuchtete dabei so viel Geist und Verstandnis, daß das häßliche Gesicht sogar anziehend erscheinen konnte. Damals war Yuan der bei weitem mächtigste Mann im chinesischen Reiche, und viele gab es, die ihm Größeres, ja, das Größte zu- trauten. Man hielt es nicht für unmöglich und wagte es offen anzudeuten, daß sich ein Wallenstein in der Weltgeschichte wiederhole.

Weider und Gegner wußten sich das Gehör der Kaiserin zu verschaffen. Der Kriegsminister Tschiang richtete heftige Anklagen wegen Vergeudung amtlicher Gelder und gefährlicher Neuerungen gegen den Mann, dessen militärische Macht allein schon den Verdacht ehrgeiziger und hochverräterischer Pläne erweckte. Hätte Yuan die Macht, die ihm die unbedingte Ergebenheit der von ihm geschaffenen und erhaltenen Truppe gab, mißbrauchen wollen, so hätte ihm damals nichts im Wege gestanden; der Umstand, daß er darauf verzichtete und am 4. September 1907 mit der gelassenen Ruhe jemandes, der seiner Sache sicher ist, ein Amt in Peking annahm, das ihm das Schwert aus der Hand riß, beweist am besten seine loyalen Gesinnung. Seine Zeit hielt er für noch nicht gekommen. Trotz der Hochachtung, deren er sich bei den fremden Gesandtschaften erfreute, war seine Tätigkeit von da an unter dem unablässigen Widerstand seiner vielen Widersacher gelähmt. Als dann im November 1908 die Kaiserin starb, mußte er sich selbst sagen, daß sein Wirken vorläufig als abgeschlossen zu betrachten sei. Mahnend stiegen die Schatten der Vergangenheit auf. Zwar wagte der Prinzregent, der an Stelle des kaiserlichen Kindes die Herrschaft übernahm, nicht, das die Enthauptung Yuans fordernde Testament seines verstorbenen kaiserlichen Bruders auszuführen; in ihm selbst scheint die Bruderliebe, die die Entfernung Yuans heischte, und das staatsmännische Bewußtsein, das den Luxus einer reinen Gefühlspolitik bei der Armut an tüchtigen, erprobten, willens- starken und rücksichtslosen hohen Beamten verbot, geschwankt zu haben. Eine dunkle Ahnung mag ihm gesagt haben, daß die rein menschliche Seite nicht ausreiche zu dem Schritt der Entlassung eines verdienten Beamten; er suchte nach einem Vorwand, und dieser bot sich ihm, als Yuan in einer Staatsrats-sitzung sich brist benahm und dadurch die dem Unter- tanen gegenüber dem Vertreter der kaiserlichen Majestät obliegende Ehrfurcht verlegte. Erst nach dieser Staatsrats-sitzung am 2. Januar 1909 fertigte der Prinzregent das Entlassungs- edikt aus. Yuan verließ Peking in der stolzen Haltung eines Mannes, der weiß, daß es von Eiba eine Rückkehr gibt.

Wohl kein Zug läßt die geistige Bedeutung Yuan Shik'ais in hellerem Lichte erscheinen, als daß sein größter Gegner, der greise Tschang- sching, damals den Prinzregenten anflehte, den Schritt rückgängig zu machen, den er nicht billigen konnte. Er mußte sich fügen, als der Regent ihn anderswärts. Denn gerade diese beiden, die größten Staatsmänner am Hofe der alten Kaiserin, standen sich fremd gegenüber; es waren zwei grundverschiedene Naturen, die durch eine tiefe Kluft der Lebens- anschauung voneinander getrennt waren. Der eine der seine Konfuzianer, ganz in der Größe der Vergangenheit wurzelnd; der andere der rücksichtslose Realpolitiker, der die Dinge nahm, wie sie nun einmal lagen, und sich aufs Beste mit ihnen abzufinden suchte. In ihnen verkörperte sich das untergehende alte und das aufstrebende neue China. Jeder mißachtete des andern Art; doch als der Prinz- regent dem Gegner das verhängnisvolle Stief- papier mit dem Ediktentwurf gab, da wurde dem Anhänger des alten in einem Augenblick Sonnenklar, wie wenig das neue China eine Verwirklichung von der Bedeutung Yuans ent- behren konnte.

Die Ahnung hat nicht getrogen! Kaum zwei Jahre später mußte der Regent den ein- samen Mann aus Honan zurückrufen. Un- erhörte Mißwirtschaft und Unfähigkeit hatten das Land an den Rand des Abgrundes gebracht; die Schreden einer Revolution zogen über das geängstete Volk und drohten seine Einheit zu sprengen. In höchster Not klammerte sich die kaiserliche Familie als letzte Stütze der schwindenden Macht an den Beamten, den sie unruhig in die Verbannung geschickt hatte. Behufs Niederwerfung der Rebellen wurde Yuan am 14. Oktober 1911 zum Generalgouverneur von Szech- wan und zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen ernannt. Yuan, aller persönlichen Rücksicht gegen das kaiserliche Haus entbunden, zögerte; erst nachdem er sich von der begeisterten Unhänglichkeit seiner alten Truppe überzeugt und das Vor- parlament ihm zum Premierminister ernannt hatte, trat er in Peking ein.

Die Aufrechterhaltung der alten Dynastie erwies sich als unmöglich, obgleich am 26. November sich der Prinzregent für den jungen Kaiser dazu vergab, einen feierlichen Eid auf die neunzehnte Verfassung zu leisten, die die Macht des Kaisers zu einem Schatten erniedrigte. Yuan stand an der Schwelle seiner kühnsten Träume. Der weitere Gang der Ereignisse verrät die Weiterband, die sie leitete. Am 10. Dezember dankte der Regent ab. Ein Versuch Yuans, zwischen der kaiserlichen Familie und den Revolutionären zu vermitteln, endete damit, daß die Witwe des verstorbenen und von Yuan vernannten Kaisers als Vertreterin der Dynastie am 12. Februar 1912 das Abdankungsgebot der Mandchus unterschrieb. Vor der Geschichte belästete sie sich durch diesen Akt mit dem Fluche der Republik nicht, als sie zugleich Yuan die unbefchränkte Vollmacht erteilte, die republikanische Regierung einzurichten und die nötigen Schritte zur Einigung des Nordens und Südens zu unter- nehmen. Yuan erhielt durch diesen Auftrag in den Augen der Chinesen einen weiteren Hinweis; der bisherige Führer der Revolution, Sunyatsen, trat am 14. Februar 1912 zurück, und am Tage darauf, dem 15. Februar, erfolgte die Wahl Yuan Shik'ais zum Präsidenten der chinesischen Republik. In demselben Tage ließ Yuan sich den Kopf, das äußere Zeichen der Unterwürfigkeit Chinas unter die Mandchus, abschneiden und hißte die fünffarbige Flagge der Republik.

Mehr als gewöhnliches Geschick gehörte dazu, das Staatsgeschick durch alle Schwierig- keiten, die nicht nur im Innern sich aufstürzten, sondern auch durch das Ausland nach China hineingetragen wurden, hindurchzuführen. Mit eiserner Konsequenz führte Yuan die Zügel. Ungefähr eine Million unbezahlter und schlecht disziplinierter Söldlinge



Yuan Shik'ai,

Chinas bedeutendster Staatsmann, seit 15. Februar 1912 Präsident der von ihm errichteten chinesischen Republik, nahm jetzt die Würde eines Kaisers von China an.

Die Sturzel im Weltkriege: Ein der Gipsentwurf der Gipsplastik-Manne.

Nach einer Zeichnung des auf den Kriegsschauplatz an den Darstellungen entfallenden Sommergegners der Gipsplastik-Manne.

Georg Schreier.



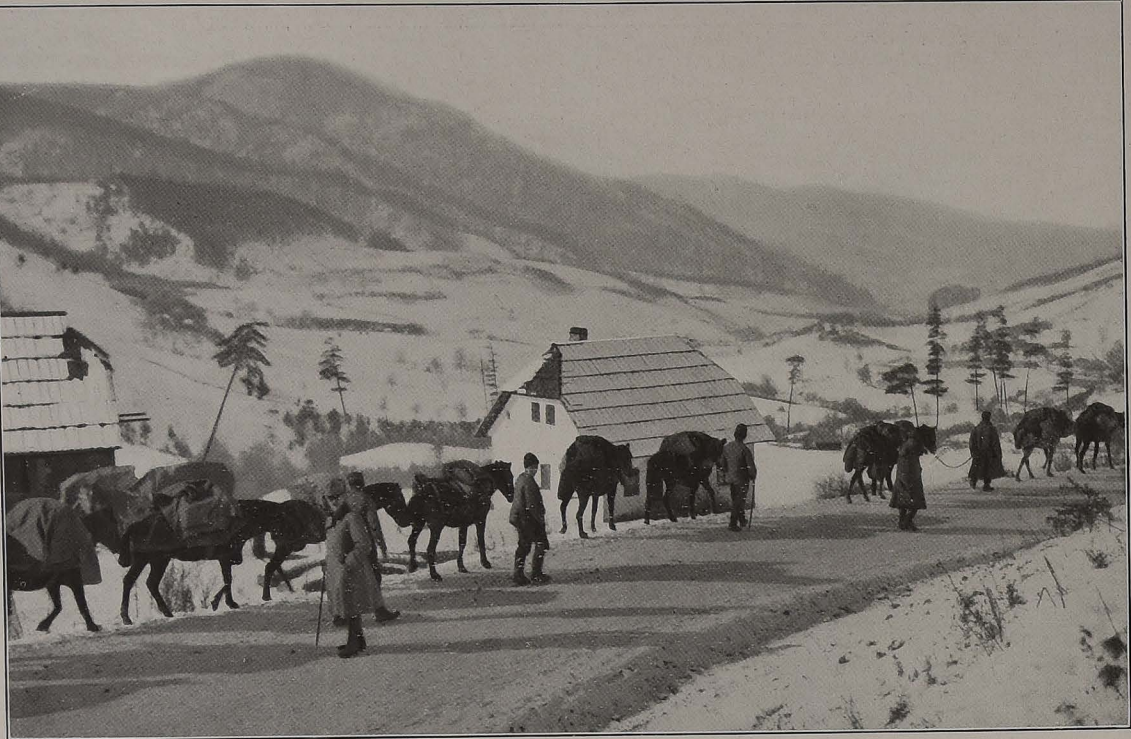
Leber- 1915
Flopp- 1915
Usur- 1915
Koch- 1915

unter vielfach unbotmäßigen, nur auf den eigenen Nutzen bedachten Führern war damals über das ganze Land zerstreut. Nur allmählich gelang es, Ordnung herzustellen. Durch Versprechungen wurden willige Führer gewonnen und ihr Ansehen durch Rängeerhöhung befestigt. Die Ansätze zu einer parlamentarischen Miswirtschaft wurden schonungslos beseitigt, der alte Beamtenstand neuen Zielen dienstbar gemacht, Finanz- und Verwaltungstechnik gründlich reformiert und der Nationalgedanke, der durch einen Zerfall des Reiches in Nord und Süd unrettbar verloren zu sein schien, neu belebt. Den Revolutionshelden wurde Gelogenheit gegeben, sich in ihrer ganzen Unfähigkeit und Verkommenheit bloßzustellen; soweit sie nicht gewalttätig entfernt wurden, hielten sie es selbst für geraten, ins Dunkel zu flüchten. Fremde Mächte, die die Zeit zum Zugreifen und zum Fischen im Trüben für gekommen hielten, spielten Juan geschickt gegeneinander aus und machte dadurch ihre Ansprüche vielfach unwirksam. Von gut besoldeten europäischen und amerikanischen Beratern, deren Mithilfe er sich in reichem Maße sicherte, ließ er sich öffentlich bekunden, daß nur die Annahme der Kaiserwürde das Reich vor weiteren Wirren bewahren könnte. Unter den Anzeichen äußerer Vergewaltigung fand er den Anschluß an Japan, den er schon früher gesucht hatte, und damit eine Aussicht, das Land von gierigen Harpys zu befreien, die eine Aufteilung als das letzte Ziel ihrer Wünsche offen bezeichneten. Dem Volksgefühl ist er durch geistliches Zurückhalten der Achtung vor traditionellen Bräuchen in Kultus und Sitte nähergetreten; gewiß ist auch die Zulegung eines kaiserlichen Eidams darauf berechnet, die öffentliche Stimmung zu beeinflussen.

Hält es auch schwer, über den Charakter Quansichais ein Urteil zu fällen, so wird man ihm doch keinesfalls die Anerkennung eines überaus fähigen Staatsmannes und eines warmen Patrioten verlagen dürfen. Durch manche verschlungenen Wege hat ihn sein Leben geführt; jedoch unzweifelhaft hat er sich in allen seinen Handlungen stets vom höchsten Pflichtgefühl und unbeirrbarer Liebe zu seinem Volke leiten lassen. Nur in der ehrlichen Überzeugung, daß die Monarchie die einzige dem chinesischen Reiche frommende Verfassungsform ist, wird er die Würde übernommen haben, zu der er sich vom Volke hat berufen lassen.

Kleine Geschichten.

Auf den Tag zehn Monate sind es her, daß ich nicht in dem bequemen Lehnstuhl am Fenster gesessen. Und wenn die verdammte Kugel sich nicht gerade



Munitions- und Proviant-Transport mittels Tragtieren auf einer serbischen Gebirgstrasse.



Infanterie-Reserven beim Vormarsch gegen den Vin.

hart sind wir geworden und doch zugleich so weich, so mitleidig, stolz, wie nie zuvor, und doch wieder so demütig im Gefühl der Unbedeutendheit unseres eigenen Nichts. Wo sind die Zeiten des Übermenschentums, wo die Tage, da ein Menschenkind uns als etwas Gewaltiges erscheinen konnte? Wie ein mächtiger Zauberer erscheint uns der Krieg, ein Zauberer, der seinen Wunderstab schwingt, und auf einmal ist alles verwandelt: Denken und Fühlen, harte Wirklichkeit des Tages und Träume der Nacht, alles ist anders geworden. Ob es wohl jemals wieder in die alten Bahnen lenkt?

Die in dem Winkel sind nicht, wie ich, zehn Monate lang im Felde gelegen, haben nicht, wie ich, Serbiens Weisfelder gesehen und der Karpathen schneebedeckte Gipfel und Polens landige weglassen Strecken, haben nicht, wie ich, den Tod in vielen Gestalten geschaut, in neuen Gestalten, wie er mir nie zuvor erschienen in den langen Jahren meiner ärztlichen Tätigkeit. Außerlich unverändert ist ihr Leben geblieben. Und doch sehe ich sie anders, ganz anders. Und ich täusche mich nicht, sie sind anders geworden. Oder hat der Krieg nur zutage gebracht, was vordem in des Friedens staubigem Alltag schlummerte? Dann sei er bedankt dafür, der große Würger: wenn man Menschen lieben lernt, ist es ein Gewinn für das Leben.

Doben im dritten Stock des Hintergebäudes wohnt ein Schneider; wie eine lebendig gewordene Witzblattkarikatur sieht er aus mit den dünnen Beinchen, dem schmalen Brustkasten, der tänzelnden Gangart. Sechs Kinder hat er, eines kleiner als das andere, und ein blaßes, abgearbeitetes Weib.

Vor einigen Tagen traf ich ihn vor dem Hause; mit strahlendem Gesicht lief er, so schnell ihn die kleinen Beine tragen wollten, seinem Heime zu. Als er mich sah, rief er: „Wir haben Warschau erobert. Ich muß heim, es den Vaten sagen.“ Weg war er, und lachend sah ich ihm nach. Ich

meinen Witzes als Ziel gefehlt hätte, dann läge ich heute noch draußen im Schlingengraben und säße nicht hier wie ein Pfänder, während die Kameraden

Nun, es wird ja nicht ewig dauern; in vier Wochen, meint der Arzt, werde ich wieder so weit sein, daß ich ins Feld gehen kann. So lange muß ich mich eben gedulden.

Ubrigens, dies Fenster hat auch seinen Reiz, obgleich es nur in einen engen Hof führt, einen düstern, engen, von Hinterhäusern und Feuermauern gebildeten Hof. Aber wie viele Menschen-schicksale umfließt er! Und allmählich erkenne ich, daß selbst in diesem Winkel der große Krieg und die schwere Zeit gewaltige Veränderungen hervorgerufen haben.

Gewaltige Veränderungen; während ich die Worte schreibe, kommt mir zum Bewußtsein, wie lächerlich sie sind. Was ist in dieser Zeit ein Menschenkind, in dieser sonderbaren Zeit, die uns alle so vom Grunde aus verwandelt hat:

konnte mir nicht helfen, ich mußte lachen, als ich den Knirps, der seinen Schneidentisch nicht verlassen hatte, rufen hörte: „Wir haben Warschau genommen!“

Jedemal in den Abendstunden geht das Schneiderlein aus, und nach ein bis zwei Stunden kommt er wieder, vom mehreren Feldgrauen begleitet. Die bleiben dann eine Zeitlang bei ihm in der Stube, die Werkstatt und Küche und Wohnung zugleich ist. Anfangs glaubte ich, es seien Bekannte, dann aber sah ich, daß es immer wieder andere waren, und hörte ungarische Laute und slawische Worte. Wo kam das Schneiderlein zu solcher Soldatenbekanntschaft?

Ich konnte meine Neugier nicht bezähmen, ich fragte ihn gestern, als wir einander im Hausflur trafen. Verlegen zupfte er an seinem schütterten Bärtchen.

„Nicht wahr Herr Doktor, Sie werden mich nicht auslachen? Aber sehen Sie, unsereins will doch auch etwas beitragen. Mit dem Soldatslein ist es ja leider nichts; selbst wenn ich Weib und Kinder nicht hätte, könnten sie mich nicht brauchen. Und Geld besteuern kann ich auch nicht; Gott sei Dank! von des Kriegs Verdienste ich genug, daß die Meinen nicht hungern müssen, aber zum Herkommen bleibt nichts übrig bei den teuren Zeiten. Und da habe ich mir etwas ausgedacht.“

Er stockte ein wenig und fuhr dann hastig fort: „Sehen Sie, wenn unsere Feldgrauen auf Urlaub nach Hause kommen, da sehen sie meist nicht gerade reputlich aus: die Kleider verschmutzt und zerdrückt und oft genug zerrissen. Nun, da habe ich eines Tages ein paar auf dem Bahnhof angeprochen und mit nach Hause genommen und ihnen die Kleider gepußt und geflickt und gebügelt. Und wie ich gesehen habe, was für eine Freude die Soldaten hatten, daß sie so sauber und frisch aussahen, da hat mir selbst das Herz im Leibe gelacht vor Freude, und glauben Sie, seitdem ist mir viel leichter.“

Scheu blickte er mich an, ob ich nicht ihn auslache. Nein, waderes Schneiderlein, ich lache nicht. Und wenn du nächstens kommen und mir verkünden wirst: „Wir haben ... genommen!“, auch dann werde ich dich nicht auslachen. Im Gegenteil, ich erkenne gerne an, daß du das Recht hast, „wir“ zu sagen. Denn nicht nur diejenigen ereifern die Siege, die an der Front stehen, auch die haben ihr redlich Teil daran, die gleich dir im Hinterlande den Kämpfern zeigen, wie wir alle hinter ihnen stehen, wie wir alle dankbar zu schätzen wissen, was sie für uns leisten.

Zu ebener Erde im Hinterhause wohnt eine Bäglerin. Sie hat eine Tochter, ein hübsches, immer lustiges, fleißiges und kreuzbraves Mädchen. Ich weiß noch, welch ein



Infanterievorposten an der Straße gegen Newlje (Montenegro). (Rilphot, Wien.)

Sturm in der ganzen Nachbarschaft entstand, als bekannt wurde, daß der Pold, der Sohn des Selchers aus dem Schause, der reiche Pold, der Don Juan des Bezirkes, sich mit der blonden Katl verlobt habe und sie heiraten werde. Die Neidschaft bei allen Müttern, die gleichfalls heiratsfähige Töchter hatten, und die noch dazu ihnen etwas mitgeben konnten!

Das war ein paar Wochen vor dem Kriege, ist jetzt schon über ein Jahr her; und die Katl ist noch immer nicht verheiratet, steht noch immer im Bügelzimmer ihrer Mutter vom Morgen bis Abend fleißig am Bügelbrett. Nur singen habe ich sie nicht mehr gehört, seit ich wieder zu Hause bin.

Am Abend frage ich meine Haushälterin; die ist das lebendige Zeitsblatt und weiß alle Neuigkeiten gahau, gahab. Meine Frage ist Wasser auf ihre Mühle.

„Doch, da habe ich in meiner Ungeheuerlichkeit wohl an eine Wunde gerührt; rasch spreche ich von etwas anderem.“

„Mein, aufgelagt hat er ihr nicht, und untreu ist er ihr auch nicht worden. Im Gegenteil, wie natürlich ist er auf sie, läuft ihr auf Schritt und Tritt nach wie ein Hund und bettelt um ein Wort. So ein natürliches Kerl, als ob es nur die eine Gabe auf der Welt! Wissen's, warum sie ihn nicht will? Weil er nicht freiwillig einrückt. Na ja, der Alte ist ein Geriebener. Wie er merkt hat, daß sie seinen Einzigen nehmen könnten zu den Soldaten, hat er ihn in einer großen Kabrit unterbracht, wo sie Schrapellen machen; der Pold ist nämlich gelernter Schlosser, müssen Sie wissen. Das war so eine Marotte von ihm, und jetzt kommt's ihm zugute. Freilich, arbeiten muß er tüchtig, aber was tut's, besser doch wie draußen im Feld und sich erschießen lassen. Aber was denken Sie: wie er zur Katl kommt und ihr erzählt, daß er entlassen worden ist, schaut sie ihn groß an und sagt: „Das kannst du tun? Dich feige drücken? Das kannst du tun?“ Und nimmt die Schürze vors Gesicht und fängt an zu weinen und läuft hinaus. Und am andern Tag schickt sie ihm die Wäsche und den Ring zurück. So eine dumme Nothen!“

Ich habe heute morgen die blonde Katl wieder getroffen. Ich ging gerade mit mehreren verwundeten Offizieren, denen ich die Geschichte erzählt hatte. Da kam sie gegangen, einen Tragkorb mit blendend weißer Wäsche auf dem Rücken. Und ohne Verabredung, wie ein Mann, blieben wir stehen und leisteten ihr die Ehrenbezeugung, wie einer Prinzessin.

Dolff Start, Marienbad.



Der große Truppenübergang über die Save. (Rilphot, Wien.)

Vom Balkankriegsschauplatz.



Gebirgsartillerie-Stellung an der montenegrinischen Grenze.

Vom Balkankriegsschauplatz. (Rilphot, Wien.)



Aus der dritten großen Schlacht am Storgo: Das gewaltige Artilleriegesch. am Bürger Brückenlopf am 22. Oktober 1915.

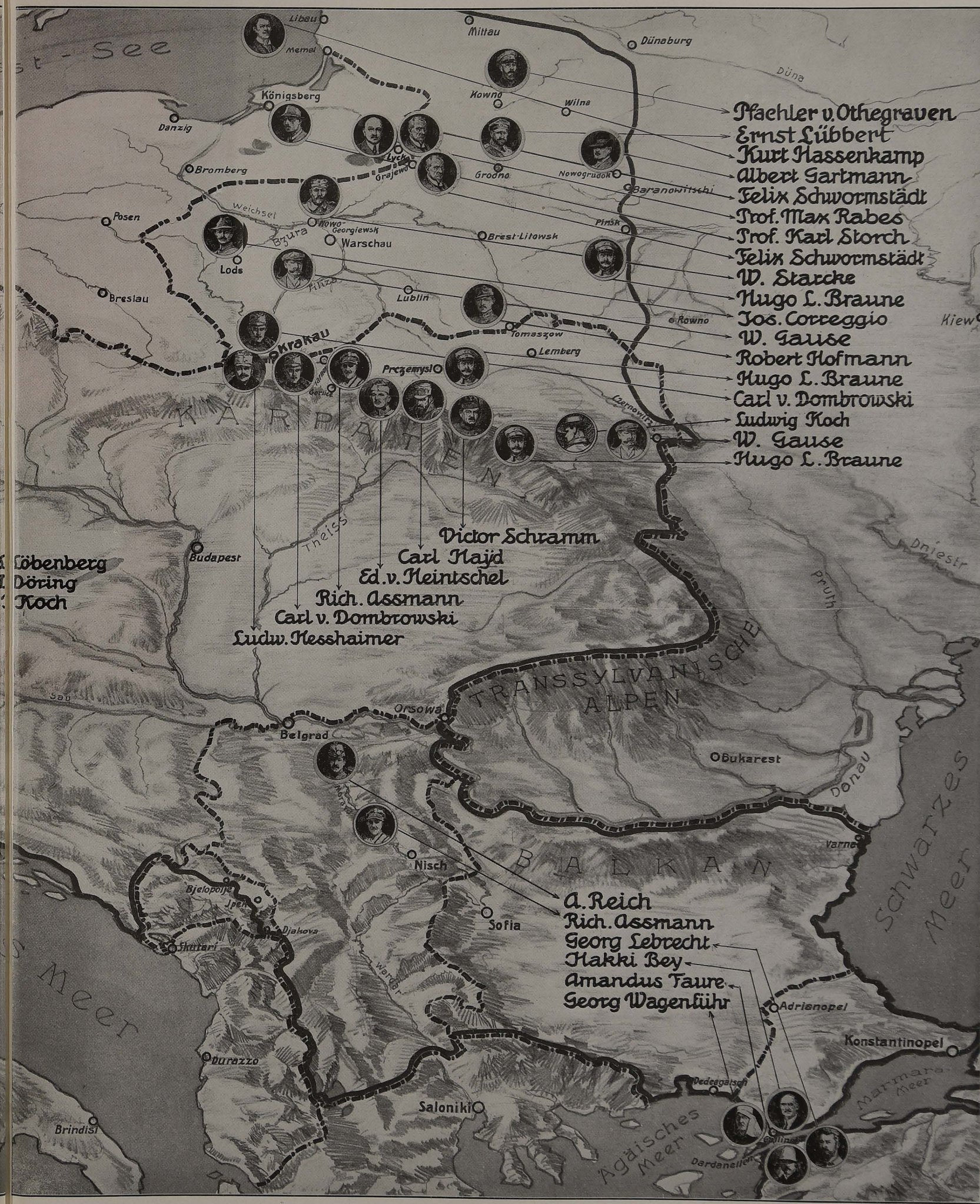


Eine österreichisch-ungarische Stabshütte. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers A. Reich.



Österreichisch-ungarisches Pionierlager und Küche. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers A. Reich.

Der Krieg mit Italien: Bei den heldenmütigen Verteidigern der Dolomiten.



Die Arbeitsgebiete unserer Künstler im Felde.

Außer den oben im Bilde wiedergegebenen künstlerischen Mitarbeitern sind u. a. noch folgende Künstler im Felde für uns tätig, deren Bildnisse uns bei der Bearbeitung der Karte noch nicht vorlagen: Professor Hans W. Schmidt (Champagne), Martin Froitz (Vogesen), Paul Henischel (Flandern), Karl Lohse (Loon), Hans Weinberg (Artois), Willy Specht (Belgien) und Carl Gehmert (Serbien).

nicht vorlagen: Professor Hans W. Schmidt (Champagne), Martin Froitz (Vogesen), Paul Henischel (Flandern), Karl Lohse (Loon), Hans Weinberg (Artois), Willy Specht (Belgien) und Carl Gehmert (Serbien).

Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung.

Von Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Julius Wolf, Berlin.

Am 18. Oktober dieses Jahres ist in Berlin die Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik gegründet worden, und fast unmittelbar sind ihr eine Anzahl Kongresse gefolgt, die die Frage der Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft auf ihre Tagesordnung gesetzt hatten. Der Öffentlichkeit ist das Bewußtsein geworden, daß Deutschland, um bestehen zu können, einer starken Bevölkerung bedürfe, und daß es nicht ganz leicht sein wird, die Lücken auszufüllen, die der Krieg gerissen hat und noch weiter reißen wird. Ich hatte auf das Bedrohliche des Geburtenrückgangs im Laufe des letzten Jahrzehnts wiederholt aufmerksam gemacht, zuletzt in einem größeren Werte. „Der Geburtenrückgang, die Rationalisierung des Sexuallebens in unserer Zeit“ (Jena 1912), wo der Nachweis versucht wurde, daß der Geburtenrückgang im wesentlichen ein gewollter ist und damit zusammenhängt, daß man dem Leben in unserer Zeit immer mehr eine rechnerische Grundlage gibt, es unter ökonomische Kontrolle stellt. Damit war dann auch eine unerfreuliche Prognose gegeben. Längere Zeit war die kleinere Geburtenziffer bei uns eine Eigentümlichkeit der Familien der Wohlhabenden gewesen, wenigstens insoweit es sich nicht um kirchlich gesinnte Kreise handelt. Kinder können für die Eltern unter den verschiedensten Gesichtspunkten Gegenstand hoher Genugung und Freude sein. Gegenstand der Bequemlichkeit sind sie in der Mehrzahl der Fälle nicht, sie bedürfen Ausgaben ohne Einnahmen, zumal nach der Beschränkung, die die Arbeit der Kinder und Jugendlichen durch die sozialpolitische Gesetzgebung auch bei uns erfahren hat. Auf dem Lande, wo sie mit den Eltern nicht nur den Tisch, sondern auch die Arbeit teilen, wo sie in diese Arbeit

leicht und allmählich eingeführt werden können, und wo sie in Gemeinschaft mit den Eltern verrichten, ist das anders. Es ist übrigens nicht zu verkennen, daß durchaus nicht in allen Fällen Genuß und Vergnügen zum Verzicht auf Kinder führt. Der Arbeiter vernag aus reinem Einkommen in der Tat nicht leicht über drei oder vier Kinder

Zu Schluß des vorigen Jahrhunderts konnte man im Geburtenrückgang noch eine vorübergehende Erscheinung sehen. Viele Volkswirte und Statistiker taten dies. Denn nachdem von 1876 bis 1883 ein erster Rückgang eingeleitet hatte, blieb die Geburtenziffer ziemlich stationär. Mit dem Eintritt in das zwanzigste Jahrhundert war aber kein Halten mehr. Im Jahre 1901 waren auf 1000 Einwohner Deutschlands noch 36,9 Lebendgeburtungen gekommen, 1913 nur noch 28,3, das war binnen der kurzen Frist von zwölf Jahren ein Absturz um rund ein Viertel. In Frankreich hatte man für einen ähnlichen Rückgang fast ein halbes Jahrhundert gebraucht. Nur dem Umstande, daß, während die Geburtenziffer auf 1000 sich um 8,6 verminderte, gleichzeitig die Sterblichkeitsziffer um 6 Menschen von 1000 zurückging, ist es zu danken, daß der Rückgang der Geburtenziffer sich nicht sofort zu einer Katastrophe schlimmerer Art auswuchs. Aber schließlich geht die Geburtenziffer rascher als die Sterblichkeitsziffer zurück. Und darauf kommt es an. Auch handelt es sich zumal in letzter Zeit bei dem Rückgang der Sterblichkeit hauptsächlich um einen solchen bei den Säuglingen, der über kurz oder lang zu vermehrter Sterblichkeitsfrequenz für die höheren Altersklassen und damit für die Gesamtheit führen muß. Entwickeln sich die Dinge in dem Sinne weiter wie bisher seit Anfang des Jahrhunderts, d. h. ist in weiteren zwölf Jahren der Rückgang der Sterblichkeit wieder durch den Rückgang der Geburtenziffer um 2,6 und nach weiteren zwölf Jahren wieder um 2,6 auf 1000 Menschen überholt, so

bedeutet das binnen 24 Jahren einen Verlust des jährlichen Menschengewinns bereits um nahe an 400000 gegen die fehlende Ziffer von etwa 800000 und in rund 50 Jahren ein Erlöschen der Menschenvermehrung in Deutschland. Was der deutschen Nation an idealen Werten damit verlorengeht, bedarf nicht der Ausführung. Denn Kinder sind



Vom Krieg mit Italien: Eine österreichisch-ungarische Schleichpatrouille.

(Phot. Witz, Müller, Bozen.)

zu ernähren, mit einem vierten oder fünften zieht oft genug Sorge und Unfrieden in seinen Hausstand ein. Und in knappen Verhältnissen tut von einer gewissen Grenze an leicht ein Kind dem anderen Abbruch. So ist es also gekommen, daß wie bei den Völkern des Westens auch bei dem deutschen das Ehepaar immer weniger Kinder in die Welt setzt.



BENZ

AUTOMOBILE UND FLUGMOTOREN

DEUTSCHE QUALITÄTSARBEIT

BENZ & CIE. Rheinische Automobil- u. Motorenfabrik A.-G. MANNHEIM.

der Kitt des Familienlebens, sind der Gegenstand der reinsten Freude und Erhebung für die Eltern, sind zumal die Stütze der Hausfrau im edelsten Sinne des Wortes, sind lebendige Gegenkräfte gegen die Ermüderungen, Verstimmungen, Enttäuschungen, Herabwürdigungen, die der Kampf ums Dasein mit sich bringt. Sie sind aber selbstverständlich auch nationale Werte. Soll Deutschland inmitten seiner Feinde sich behaupten können, so braucht es Menschen. Wie ich in dem einleitenden Vortrag der „Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik“ auseinanderlegte, wäre die russische „Dampfwalze“ in der Tat über uns hinweggegangen, hätten also die Nikolai Nikolajewitsch, die Diwolff, die Poincaré und Delcassé, die Grey und Asquith recht behalten, und die Zukunft Deutschlands wäre verpielt, wenn wir nicht seit 1871 unsere Bevölkerungszahl noch um ein Beträchtliches vermehrt hätten. Unser Nachbar im Osten hat aber die stärkste Bevölkerungsvermehrung unter allen Ländern der Welt. Er vermehrt sich jährlich um 3 bis 4 Millionen, während unter jählicher Geburtenüberschuss von 800000 zurückzugehen droht. Und Menschen, „deutsche“ Menschen bedeuten auch Reichtum. Wenn wir in vier Jahrzehnten unseren Volksreichtum auf die Höhe des im Laufe fast ebenso vieler Jahrhunderte angewachsenen britischen zu bringen vermöchten, so ist auch hierfür das Wachstum der Menschenzahl die unerlässliche Voraussetzung. So weisen uns also Momente jeder Art darauf hin, die Frage der Volksvermehrung nicht aus dem Auge zu lassen und alles zu tun, was die weitere Abbröckelung der Geburtenziffer wohl nicht verhindern — das ist angesichts der vorhandenen Widerstände bereits eine unmögliche Aufgabe! — aber doch verlangsamen kann. Eine positive Geburtenpolitik hat vielerlei „Mittel und Wege“. Ihr Aufbau ergibt sich aber ganz von selbst.

Wessen wir vor allem bedürfen, das ist die Frühehe und die Heirat möglichst aller Heiratsfähigen. Wir haben in Deutschland im Alter von 20 bis 30 Jahren 1100000 ledige Männer von über 30 Jahren, und selbst im Alter von 50 Jahren sind 8 Proz. der männlichen Bevölkerung

Deutschland haben, angemessen und notwendig ist, kann sicher Gegenstand der Frage sein. Die Heiratsfrequenz bei uns ist eine zu geringe. Wir haben jährlich 7700 Eheschließungen auf eine Million Menschen. Nach dem Altersaufbau bei uns könnte die Heiratsfrequenz um 20 und 25, ja selbst 30 Proz. größer sein. Es gibt in Deutschland Bezirke, wo die Verhältnisse besser liegen. Von größeren Gebieten marschiert hier an der Spitze das Königreich Sachsen, am weitesten zurück ist Württemberg.

Von 1000 aus dem ledigen Stand heiratenden Männern standen 1913 in Preußen unter 25 Jahren 333, über 30 Jahren 204, in Sachsen 450, bzw. 139, in Württemberg 197, bzw. 282. Möglichst allgemein sollte in Deutschland aber unter 25 Jahren geheiratet werden. Die Hindernisse der Frühheirat sind in allen Schichten, so gut es irgend geht, wegzuräumen. Frühheirat bedeutet allerdings durchaus nicht unter allen Umständen eine größere Zahl Kinder. In Sachsen wurden 1913 auf jede Eheschließung nur 3,15, in Preußen 3,73, in Württemberg 3,93 Kinder geboren, in Sachsen also nicht viel über 3, in Württemberg fast 4, aber hier spielen besondere Faktoren mit, vor allem der, daß Sachsen mehr als ein anderer Reichsteil ein Land der Städte ist. Unter sonst gleichen Verhältnissen bedeutet frühe Heirat zweifellos mehr Kinder, vermöge der vermehrten Gelegenheit dazu. Sie bedeutet das auch vermöge des Umstandes, daß, wo früh geheiratet wird, die Geschlechtskrankheiten ein sehr viel geringeres Feld der Betätigung finden, da vor allem der außerordentliche Geschlechtsverkehr es ist, der die Krankheiten vermittelt. Die Geschlechtskrankheiten sind es aber, welche die größte Schuld an der ungewollten Sterilität bei uns tragen, womit dann auch ausgesprochen ist, daß im Interesse der Volksvermehrung



Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten auf dem italienischen Kriegsschauplatz: Patrouillenabfertigung. (Phot. Witz, Müller, Bozen.)

Deutschlands unverheiratet. Der Arbeiter, der die Masse des Volkes ausmacht, bezieht aber heute vielfach schon mit 22 und 23 Jahren ein Einkommen, das nicht viel niedriger ist als das Maximaleinkommen, das ihm im Laufe des Lebens zuteil wird. Ob unter solchen Umständen ein Heiratsalter von 29 Jahren, wie wir es durchschnittlich in

SIROLIN

Nur in Originalpackung in den Apotheken erhältlich zu Mk. 3.20

**bei Katarrhen der
Atemungsorgane, langdauerndem
Husten, beginnender Influenza recht-
zeitig genommen, beugt schwerern
Krankheiten vor.**

Wer soll Sirolin nehmen?

1. Jedermann der zu Erkältungen neigt, denn es ist besser Krankheiten zu verhüten als solche heilen.
2. Kinder mit Husten, weil durch Sirolin die schmerzhaften Hustenanfälle rasch vermindert werden.
3. Asthmatiker, deren Beschwerden durch Sirolin wesentlich gemildert werden.
4. Skrofulöse Kinder bei denen Sirolin von günstigem Erfolg auf das Allgemeinbefinden ist.

Urteil eines **Fachmannes** über
KALODONT
Zahn-Creme und Mundwasser

„Nachdem ich Ihre beiden Präparate für meinen eigenen Gebrauch versucht habe, so muß ich Ihnen, geehrter Herr, meine volle Anerkennung zollen für die Güte und Mildheit, welche ich bei Benützung Ihrer Präparate empfunden habe. Ich werde daher selbstverständlich nicht verfehlen, Ihre **anerkannt vorzüglichen Präparate** in meinen Patientenkreisen bestens zu empfehlen.“

(Originalbrief liegt zur Einsicht auf).

F. A. SARG's SOHN & Co.
k. u. k. Hoflieferanten
BERLIN WIEN





In Nord und Süd, in Ost und West
Asbach „Uralt“
 alter deutscher Cognac

Ein vaterländisches Erzeugnis
 in Rüdesheim am Rhein aus
 Naturwein destilliert und auf
 jahrelangem Lager gepflegt,
 von unvergleichlicher Güte.

Weitere beliebte Marken:
 Asbach „Alt“ und Asbach „Echt“.

Verkaufsstelle für Oesterreich:

Kaiserlich Königliche Hof-Apotheke, Wien I., K. K. Hofburg.

A. Batschari

